

Vom Rhein zur Donau.

Eine Erzählung
für die
Jugend und das Volk.

Von
Ottokar Schupp.



Wiesbaden.
Julius Niedner.

Vom Rhein zur Donau.

Eine Erzählung
für die deutsche Jugend und das Volk

von

Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

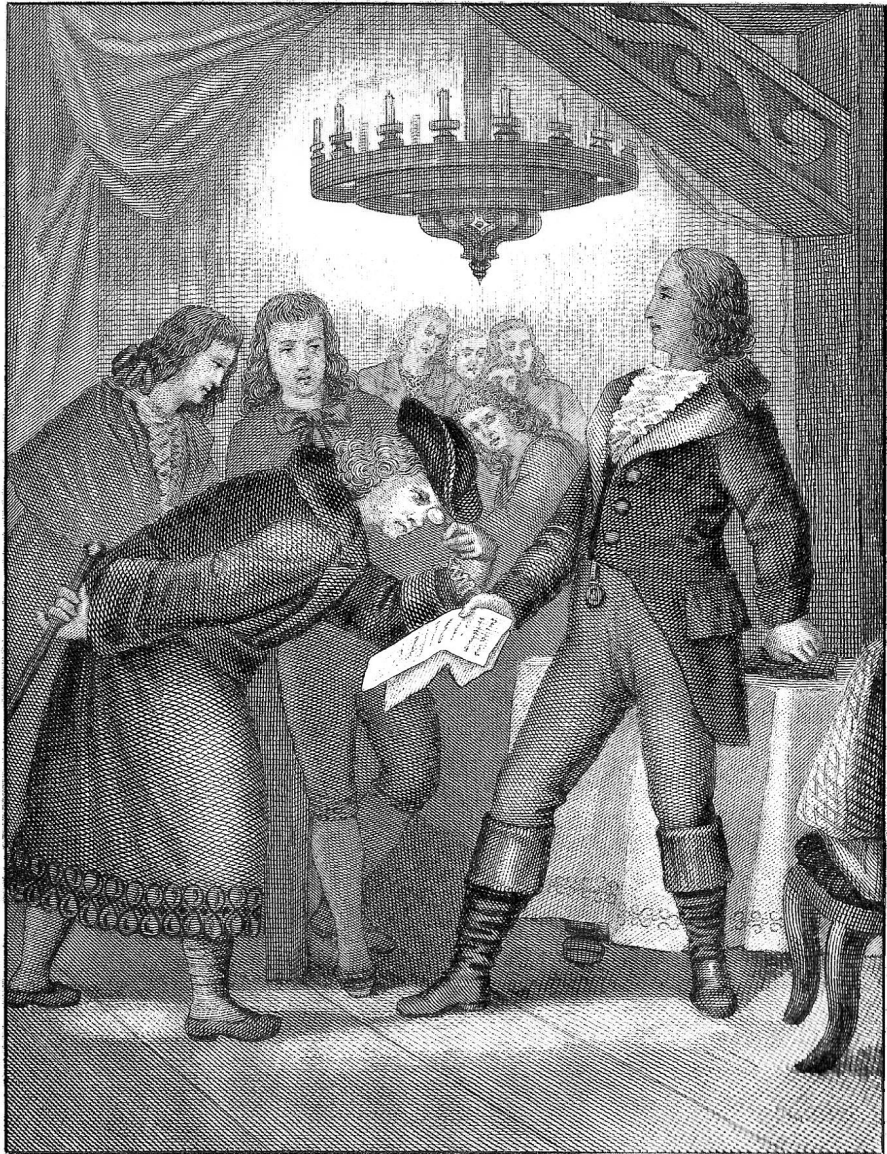
Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagsbuchhandlung.

1888.

Philadelphia

bei Schäfer & Koradi.



Stahlsch. v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

I.

Im Vorwinter des Jahres 1777 war in der nassauischen Herrschaft Kirchheim-Volanden, welche sich am Fuße des Donnersberges in der Pfalz etliche Stunden weit ausdehnte, ein nicht unbedenklicher Bauernaufstand ausgebrochen.

Es handelte sich um ein neues Abc-Buch, dessen Einführung in die Schule die Bauern nicht dulden wollten.

Sie glaubten im entschiedenen Rechte zu sein. Freilich schüttelte der alte Donnersberg sein graues Haupt dazu. Das heißt die entlaubten Wälder des Donnersberges wurden schon seit Wochen im wilden Wetter und Sturm gepeitscht. Und das Wetter, welches durch die alten Götterhaine des dem Donnergott geweihten Berges dahinfuhr, hätte den Bauern sagen können: „Bleibt daheim! die Wege sind bodenlos. Und in eueren vier Wänden ist es geschützter und wärmer, als draußen bei Regen und Wind.“

Allein die Bauern hörten nicht. Mancher hätte zu dreschen gehabt. Denn die Frucht war gut geraten. Aber der Wein war auch gut ausgefallen und beim „Schoppen“ im Wirtshause räsionierte es sich trefflich. Der neue Wein erhitzte die Köpfe.

Die Bauern hatten in der That von einem gewissen Standpunkt aus recht. Sie wollten sich ihren Glauben nicht nehmen lassen.

Es war damals eine gar trostlose Zeit, fast noch ungläubiger und freigeistiger, als die heutige. Und eine übereifrige, aber erschrecklich oberflächliche Aufklärerei nahm dem armen Volke die letzten Stützen seiner Religion.

Selbst Geistliche und Fürsten, welche wahrhaftig keine Ursache hatten, dem Volke seinen Glauben zu rauben, waren unter den falschen Aufklärern und überboten sich gegenseitig, alles Alte auch das Bewährteste und Beste zu stürzen.

Das war jene merkwürdige Zeit, wo Geistliche auf die Kanzel traten und am Weihnachtstage über die Stallfütterung des Viehes predigten, weil Jesus in einem Stalle geboren war, und am Palmsonntag über das Beschneiden der Bäume, weil das Jesu begleitende Volk nach dem Sonntagsevangelium Zweige von den Bäumen schlug, und am Osterfeste über das Frühaufstehen, weil die Weiber am Sabbattage frühe aufgestanden waren, um Jesus im Grabe zu salben.

Jene traurigen Seelsorger wollten das Volk nicht mit Dingen plagen, die ihnen selbst nicht mehr glaublich erschienen, sondern boten statt dessen demselben das möglichst Nützlichste und nach ihrer Ansicht Wichtigere und Praktischere. Die Stallfütterung des Viehes und das Beschneiden der Bäume und das Frühaufstehen dünkte ihnen eben nötiger und bedeutsamer als Jesu Geburt, Jesu Kreuzigung und Jesu Auferstehung.

Wir müssen uns heute noch schämen, daß es einmal im Christentume eine so jämmerliche Zeit gegeben hat.

Aber es war damals so. Die Geistlichen glaubten durch Arzneiwissenschaft, durch Baumzucht und Ackerbau, durch Hühner- und Bienenzucht, ja durch Bierbrauerei den Leuten förderlicher zu sein, als wenn sie treulich ihres Amtes warteten und das Evangelium predigten und lehrten.

Doch auch die Fürsten wollten in der Aufklärung des Volkes nicht zurückstehen.

So hatte man in Kirchheim-Bolanden ein Abc-Büchlein im Gebrauch, das durchaus praktisch und gut war, das aber nach dem Sinne des Fürsten von Nassau-Weilburg, Karl Christian, der auch in Bolanden gebot, einen Hauptfehler in sich barg, weil darin neben anderem „das Vater-unser“, „der apostolische Glaube“, „die Einsetzungsworte der Sacramente“ und „die zehn Gebote“ standen.

Derselbe Fürst von Weilburg hatte nämlich schon kurz vorher in seinen Schulen das Auswendiglernen der Buß-psalmen, der Evangelien und Episteln und zu schwerer Bibelsprüche untersagt und hatte dort statt der alten Lieder und Gebete den Gebrauch neuer zeitgemäßer Lieder und Gebete gewünscht. In ähnlicher Beschränkung alles Christlichen verlangte er im Abc-Buch die Verbannung sämtlicher Lesestücke, welche auf den Glauben Bezug hatten.

Darum wurde im Jahre 1776 zu Worms ein neues Abc-Buch zur Einführung in der Herrschaft des Fürsten gedruckt unter dem Titel:

Abc-Buchstabier- und Lesebuch zum Gebrauch in den protestantischen Schulen der fürstlich Nassau-Weilburgischen Lande.

Dieses neue Buch enthielt nun allerdings weder das Vaterunser, noch das Glaubensbekenntnis, noch die zehn Gebote, dafür aber eine Erzählung von einem Vater, welcher zwölf verschieden gekleidete Kinder hatte, welche er aber alle auf gleiche Weise liebte, um darzuthun, daß es dem himmlischen Vater ganz gleichgültig sei, welche Kleidung oder Religion man habe, ob man Jude, Heide, Türke, Hottentott oder Christ, Reformierter oder Lutheraner sei. Es war also doch Religion in dem Büchlein, aber Religion von der schlimmsten Sorte, indem unserem

Herrn Jesus Christus, dem heiligen Gottessohn und seinen himmlischen Offenbarungen ein gleicher Rang verliehen wurde mit Mohammed und irgend einem beliebigen heidnischen Religionsstifter und ihren Irrtümern, und ein gläubiger Christ nicht höher vor Gott gelten sollte, als ein götzendienerischer Menschenfresser oder Fetisch-Anbeter.

Die Bauern merkten ganz wohl die Gefahr für ihre Religion, welche in dem Büchlein lag. Sie allein hatten in einer durch dummen Weisheitsdümel fast wahnwitzigen Zeit sich ihr richtiges Gefühl und ihren gesunden Verstand bewahrt. Sie hingen mit aller ihrer Treue an dem von den Vätern ererbten Glauben und sahen deutlich, daß es demselben galt. Und wenn sie auch in ihrer Abhängigkeit von der Herrschaft zuließen, daß man versuchte, ihnen selbst das Christentum von den Kanzeln wegzupredigen, so wollten sie doch nicht, daß auch in der Schule ihren Kindern der Glaube genommen würde.

Wer aber will es darnach den Bauern übelnehmen, wenn sie über dieses Büchlein, welches ihren Kindern das teuerste Gut raubte, grimmig wurden?

An der Lahn bei Weilburg wurden sie wohl auch grimmig, allein die dortigen Bäuerlein machten höchstens eine Faust im Sack. Die reichen Weizen- und Weinbauern der Pfalz dagegen leisteten Widerstand und brachen zuletzt in offene Empörung aus.

Wie gesagt, der alte Donnersberg schüttelte den Kopf. Er war ja schon mehr dabei gewesen. 1525 hatten gleichfalls die Bauern dieser Gegend revoltiert und es war ihnen in dem Bauernkriege, an welchem sie sich beteiligten, nachgehends recht übel gegangen. Galgen und Rad hatten fürchterlich unter ihnen gehaust. Der alte Donnersberg hätte manches Stücklein erzählen und auf die Notwendigkeit der Treue und des Gehorsams gegen die Obrigkeit hinweisen können.

Es rieten auch die Weiber ängstlich von dem gefährlichen Treiben ab. Die Sache könne einen schlimmen Verlauf nehmen, meinten sie ahnungsvoll.

Ebenso sagte der Pfarrer von Sippenfeld, welcher noch einer von der alten, guten Art war, sie möchten um Gottes und des Heilandes willen gehorchen und sich fügen. Wenn der Glaube in Kirche und Schule gefährdet würde, müsse man ihn desto treuer im Hause hegen und pflegen. Märtyrer dürfe man wohl sein um des Glaubens willen, aber nicht Aufrührer.

Aber wenn auch Galgen und Rad drohten, wenn auch die Weiber weinten und flehten, wenn auch der Pfarrer mahnte, die Bauern ließen sich nicht irre machen, zumal der Nikolaus Morgenstern von Albisheim nicht. Er war sein Leben lang seinem eigenen Kopfe gefolgt und seinen eigenen Weg gegangen und wollte ihn auch jetzt gehen.

Nikolaus Morgenstern hatte den dicksten Kopf weit und breit. Auf dem Kirchheimer Markt, welchen Kappenmacher von Worms, Alzey und von Kreuznach zu besuchen pflegten, paßte ihm niemals eine Kappe, obgleich die erfahrenen Kappenschneider der Gegend für die Donnersberger Bauern schon einen Zoll und mehr in der Weite zugaben. Ihm mußte jedesmal eine besondere Kappe angemessen werden. Aber er war stolz auf diese Eigentümlichkeit, obwohl dieselbe nicht gerade seine körperliche Schönheit erhöhte.

Die Bauern legen kein besonderes Gewicht auf äußerliche Zierlichkeit. Dagegen ist ihnen Ererbtes und Althergebrachtes heilig und wert und wenn es ein Dickkopf wäre.

Alle Morgensterne hatten aber sich von jeher durch Dickköpfigkeit und Halsstarrigkeit ausgezeichnet — warum sollte es der späte Enkel nicht? Bezeugte er nicht damit, daß er ein echter Morgenstern war?

Freilich hat auch auf dem Lande nicht jeder das Recht,

ein Dickkopf zu sein. Tagelöhnern, Gefinde und kleinen Leuten wird es sehr übel genommen. Es muß schon ein recht dicker Bauer sein, bei welchem es eine fast lobenswerte Eigenschaft ist. Seine Äcker haben ihm dies Vorrecht verschafft.

Nikolaus Morgenstern hatte das Vorrecht. Er besaß nicht bloß den dicksten Kopf, sondern auch die meisten und schönsten Äcker und Weinberge und dabei eine große und angesehene Familienverbindung. Seine fünf Töchter waren an die Reichsten und Vornehmsten in Albisheim und Kirchheim verheiratet.

Allein er besaß noch mehr, was öfters diejenigen, welche dicke Köpfe haben, nicht besitzen, eine geistige Kraft und Überlegenheit über alle Dorfbewohner und zugleich das nötige Feuer und eine volkstümliche Beredsamkeit, um seine Meinung an den Mann zu bringen.

Er war in solcher bewegten Zeit, zumal, wenn man noch seine riesenmäßige Gestalt und Körperstärke in Betracht zog, wie zum Führer der aufrührerischen Bauernschaft geboren und wurde es, ohne daß er oder die anderen etwas Besonderes dazu thaten.

Anfangs stand er nicht an der Spitze der Bewegung; denn ihn berührte die Angelegenheit erst in zweiter Linie. Seine Kinder gingen nicht mehr in die Schule. Sie waren sämtlich verheiratet. Es betraf seine Enkel und Schwieger söhne.

Das heißt, er that nichts in der Sache. Doch stützte sich der Widerstand gegen das Abc-Buch, welcher zunächst von seinem Wohnorte Albisheim ausging, auf ihn. Bei dem Ansehen, welches er genoß, war es schon genügend, daß er sich mit aller Entschiedenheit wider die Einführung ausgesprochen hatte. Nun konnten die anderen, welche es besonders berührte, schon in ihrem Gewissen beruhigter vorgehen.

Morgensterns Zorn erstreckte sich damals noch nicht auf den Fürsten, sondern vorzüglich auf die Pfarrer, welche Gottes Wort nicht mehr predigen wollten und welche er für die Grundursache alles Unheiles ansah.

Vor allen war ihm ein Dorn im Auge einer der überberühmtesten Freigeister jener Zeit, ein gewisser Dr. Bahrdt, welcher von dem benachbarten Fürsten von Leiningen in das benachbarte Dürkheim als Generalsuperintendent berufen worden war und welcher in seinem Litteratur- und Korrespondenzblatt über „die Starrheit und den unverständigen Eifer der Kirchheimer Bauern“ loszog.

Morgenstern aber schimpfte weidlich über die Baalspfaffen, welche das Gotteswort verdrehten und das Volk zum Abfall verführten. Sein Grimm wuchs von Tag zu Tag. Wenn er jenen Bahrdt in den Händen gehabt hätte, wer weiß, wie es ihm gegangen wäre.

Doch war sein Verhalten der nassauischen Regierung gegenüber noch immer sehr gemäßigt. Die Treue gegen seinen Fürsten und der Gehorsam gegen die Obrigkeit wankte so leicht nicht in ihm.

Die anderen Bauern dagegen waren in heller Empörung. Sie sprachen von Brand und Mord. Denn die Regierung hatte eine bedeutende Geldstrafe darauf gesetzt, wenn einer die neue Bibel für sein Kind nicht kaufte, oder um das Büchlein nicht zu benutzen, das Kind aus der Schule ließ. Sie wollten den Lehrer umbringen, weil er die Kinder gestraft hatte, welche die Bibel nicht hatten. Ebenso wollten sie die Schule abbrennen, damit ihre Kinder nicht mehr zum Besuche des Unterrichtes gezwungen werden könnten, und bedroheten die fürstlichen Beamten und Landjäger, welche die Strafe an den Aufrührischen zu vollziehen suchten. Der Lehrer war in das Pfarrhaus geflüchtet. Er hielt sich seines Lebens nicht mehr für sicher und die Beamten

fürchteten sich, in die dumpf gährenden Ortschaften zu gehen.

Siehe da war es Nikolaus Morgenstern, welcher den Heißspornen und Schreibern mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens entgegentrat und verlangte, daß man den ordnungs- und gesetzmäßigen Weg nicht verlassen dürfe. Er setzte es durch, daß die Albiheimer sich mit einer schriftlichen Eingabe an den Fürsten begnügten, worin sie ihre Anhänglichkeit an das alte Buch und ihre Abneigung gegen die neue Bibel begründeten und de- und wehmütig „fürstliche Gnaden um Belassung bei dem Alten“ baten. In ähnlicher Weise brachte er die Sipperfelder dahin, daß sie nur passiven Widerstand leisteten, und da ihnen die neuen Abc-Bücher mit Gewalt in das Haus gebracht wurden, daß sie dieselben in ruhiger, anständiger Weise im Pfarrhause wieder abgaben und die Kinder mit der alten Bibel in die Schule schickten.

Allein die so gutgemeinte Petition wurde rundweg von dem Fürsten abgeschlagen. Karl Christian von Nassau-Weilburg war ja im Grunde seines Wesens ein gutmütiger, menschenfreundlicher Mann, aber gerade wegen seiner Menschenfreundlichkeit insolge der Verrantheit seiner Zeit ein wütiger Aufklärer. So hatte er schon 1767 einen Teil der früheren Feiertage abgeschafft und 1768 eine Verordnung gegeben, daß „hinfüro“ wegen unnützer Ausgaben keine Leichensteine und Kreuze mehr auf die Gräber gesetzt werden dürften.

Damals war ebenfalls in Albiheim ein heftiger Widerspruch entstanden, der in den Akten als der Albiheimer „Kreuzaufruhr“ bezeichnet wird. Zuletzt hatte der Fürst nachgegeben und zu seinem großen Ärger die Verordnung zurücknehmen müssen.

An diesen Erfolg ihres damaligen Widerstandes dachten

Nikolaus Morgenstern und die übrigen Albisheimer und glaubten, der Fürst würde auch diesmal nachgeben. Aber der Fürst dachte auch daran und seinen damaligen Ärger und war gerade deswegen nicht geneigt, nachzugeben.

„Immer sind es diese Albisheimer“, sagte der Fürst mit wachsendem Zorne, „welche mir mit ihrer querköpfigen Dummheit einen Strich durch meine schönsten Pläne machen wollen. Aber diesmal sollen sie meine ganze Strenge fühlen. Ich will ihnen zeigen, daß ich Herr im Lande bin und nicht sie.“

Und wie solche sonst schwächliche, nachgiebige Menschen, wenn sie einmal gereizt sind, leicht in ihren Maßregeln das Maß überschreiten, so that es auch der Fürst. Er befahl, obwohl die Leute bis jetzt nichts geradezu Strafbares begangen hatten, daß je der dritte Mann von denen, welche sich weigerten, das neue Abc-Buch in Gebrauch zu nehmen, in das Zuchthaus nach Weilburg abgeführt werden solle.

Der Fürst war im entschiedensten Unrecht. Nicht die Bauern waren dumm, sondern er war der eigentliche Thor mit seiner albernen, kurzfristigen Aufklärung, in welcher er seinen Untertanen nur dürres Gras und Sumpfwasser für den köstlichsten Wein und das Brot des Evangeliums bot. Ja er versündigte sich an den Herzen seines Volkes, indem er ihnen ihren Glauben nahm. Denn mit den Kreuzen von den Gräbern und mit dem Vater-unser aus dem Abc-Buch ging ein gut Teil von dem Halt und dem Trost, den die Bauern im Christentum fanden, für immer verloren.

Es hätte sich der Fürst freuen sollen, daß er so glaubensstarke und treue Leute in Albisheim hatte. Statt dessen ließ er die Unschuldigen in das Zuchthaus wandern.

Ein starrer Schrecken ging durch das Dorf, als die

Leute plötzlich, aus dem Kreise ihrer Familien hinweggerissen, gefesselt abgeführt wurden. Ein Schwiegerohn des alten Morgenstern, welcher ein starker, mutiger Mann war, setzte sich zur Wehre, trug aber bei der entstehenden Balgerei einen Leibschaten davon, woran er starb.

Jetzt riß auch Nikolaus Morgenstern der schon gelockerte Geduldsfaden gänzlich. Er war schrecklich in seinem Zorne über das erlittene Unrecht. Alle Einreden halfen nichts mehr. Man konnte ebensogut einen reißenden Bergstrom in seinem Laufe aufhalten wollen. Von jetzt an stand er an der Spitze des Aufstandes.

„Ich lasse mir meinen Glauben nicht nehmen und dulde nicht, daß man mir meine Schwiegeröhne, die kein Unrecht gethan haben, gefangen setzt“, schrie er in höchster Empörung und rief den erhitzten Bauern zu: „Schart euch um mich, wer Jesum lieb hat! So kann es nicht bleiben. Es muß etwas geschehen.“

Er selbst holte einen verrosteten Säbel und ein paar alte Seitenpistolen herbei, während sich die übrigen Bauern mit allem, was gerade zur Hand war, bewaffneten, mit Sensen, Dreschflegel und Heugabeln.

Entsetzt rief der Sipperfelder Pfarrer: „Wisset ihr nicht, ihr bethörten Menschen, daß Jesus dem Petrus zugerufen hat: „Stecke dein Schwert in die Scheide!“? Und sagt Jesus nicht ebenda: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen?“

Darum, wer Jesum lieb hat, legt seine Waffe nieder und gehet nach Hause.“

Dagegen rief Nikolaus Morgenstern hochrot vor Zorn: „Wer Jesum lieb hat, der folget mir!“

Die Bauern folgten wild lärmend und schreiend ihrem Führer Morgenstern.

Es galt zunächst die Gefangenen zu befreien, welche

sich bereits unter der Bewachung einer großen Schar Landjäger auf dem Wege nach Weilburg befanden. Diese Landjäger aber waren niemals große Helden gewesen, ausgenommen hinter dem Weinglase, und wenn sie sonst schon Beulen und Wunden möglichst aus dem Wege gegangen waren, hatten sie hier, wo es sich nur um ein Abc-Buch handelte, noch viel weniger Ursache, ihr teures Blut zu vergießen. Als sie darum den zahlreichen Haufen von wütenden Bauern hinter sich her stürmen sahen, warfen sie ihre Flinten ins Korn und liefen querfeldein, ohne sich noch weiter um die Gefangenen zu kümmern.

Es war ein leichter Sieg, der die Bauern fast übermütig machte. Triumphierend zogen sie heim, von den Wirten mit vollen Gläsern und von den Weibern mit Segenssprüchen empfangen. Einige Tage herrschte ein Rühmen und ein Lärmen im Dorfe sondergleichen. Jeder erzählte seine Heldenthaten, die er bereits gethan hatte und die er noch gethan hätte, wenn irgendwo ein Widerstand gewesen wäre.

Allmählich kam jedoch eine gewisse Entnüchterung. Man sagte sich, daß es der Fürst nicht dabei lassen werde, wenn man seine Landjäger angriff und die Gefangenen befreite und sah sich mit bedenklichem Gesichte an.

Jetzt war es die starre Entschiedenheit Morgensterns, welche die Bauern, welche schon leidmütig werden wollten, weiter riß.

„Wir dürfen nicht rückwärts“, rief er, „sondern müssen vorwärts, sonst sind wir verloren. Der Fürst muß unser Recht anerkennen. So lange er unser Recht nicht anerkennt, sind wir strafbar wegen unseres Benehmens. Gibt er uns aber unser Recht, so spricht er uns auch damit frei. So ist für uns kein anderer Weg, als unser Recht. Wenn der Fürst daselbe uns aber nicht freiwillig giebt, müssen

wir ihn dazu zwingen. Dazu sind wir jedoch Manns genug. Wir müssen nur fest zusammenhalten.“

Diese Reden sowohl, als sogenannte „Verschwörungsbriefe“, welche in den Ortschaften verteilt wurden und worin gesagt war, daß Glaube und Christentum in Gefahr seien, entflamnten die Bauern zu neuem Widerstand. Man beschloß dem Fürsten vor sein Schloß zu rücken und ihn zum Nachgeben zu nötigen.

Ein neuer Verschwörungsbrief, unterzeichnet: „Wie schön leucht uns der Morgenstern. N. M.“, ging durch die Gemeinden und forderte jeden, der seinen Glauben nicht verlieren wollte, auf, am 19. Februar früh morgens 5 Uhr in Kirchheim vor dem Schlosse zu erscheinen, während dem Fürsten ein Schreiben zuging, das weitläufig auseinandersetzte, daß das neue Buch den Glauben bedrohe. Die Kinder kämen im Buchstabieren nicht bis zum Katechismus und müßten darum, wenn sie das Christentum lernen sollten, es schon im Abc-Buch mit-einfaugen. Deswegen könnten und dürften sie das Vater-unser, die zehn Gebote und die Glaubensartikel für ihre Kinder in dem Abc-Buch nicht missen.

Am 19. Februar 1778 mit der Tagesdämmerung brach wirklich der Aufstand der Kirchheimer Bauern los, wie er vorher bestimmt worden war.

Es war ein düsterer, kalter Morgen. Dunkle Schneewolken lagerten über dem Donnersberg und ein eisiger Wind fuhr durch die Ebene. Trotzdem hatten sich die Bäuierlein in den abenteuerlichsten Bewaffnungen und Bekleidungen aufgemacht, um ihren Fürsten zu bedrohen. Da sah man alte Spieße und Hellebarden, verrostete Helme und Stücke von Harnischen, vom Wurm benagte Armbrüste und Donnerbüchsen, zerbrochene Pistolen und Jagdflinten neben sämtlichen handlichen Werkzeugen des

Ackerbaues. Aber gefährlicher als die Bewaffnung waren die Worte und die Wut dieser Leute, die sich immer mehr erhitzten, je stärker sie sich fühlten durch die hinzuwogenden Massen.

Es waren jedenfalls bängliche Augenblicke für die Schloßbewohner. Man hörte schon seit dem Hahnenschrei die Sturmglocken in den Dörfern heulen und dazwischen einzelne Flintenschüsse und Trommelwirbel und nun trug der kühle Morgenwind, der durch die alte Lindenallee hinfuhr, das dumpfe Geräusch einer nahenden Menschenmenge dem Schlosse zu.

Was wird das erregte Volk beginnen?

Schreckensbleich lugten die Sakaien aus den Fenstern und suchten das Dämmerlicht des Morgens mit ihren Blicken zu durchdringen. Sie mußten bleiben. Der Fürst selbst war mit seiner Familie noch rechtzeitig nach Oppenheim entflohen.

Doch das Volk war selbst ratlos. Die Bauern wußten nicht, wie sie es anfangen sollten, um zu einem Resultat zu kommen. Zuletzt entschloß man sich zu einer Deputation.

Aber gewaltig war die Enttäuschung der Leute, als man dadurch die Flucht des Fürsten erfuhr. Mit ihm allein hatte man ja rechnen wollen. Da er ihren Händen entgangen war, wurde das ganze Unternehmen vergebens.

Im ersten Zorne über diese ebenso unerwartete als unangenehme Maßregel des Fürsten beschloß man, das Schloß zu plündern und anzuzünden. Schon begannen einzelne Haufen mit der Verwüstung des Parks. Und nur dem großen Ansehen des Nikolaus Morgenstern gelang es, die wütige Menge zu beschwichtigen.

„Sind wir Räuber und Mörder“, rief er mit Donnerstimme, „oder sind wir Christen? Ich denke, wir sind hierher gekommen, um unser Christentum und unseren

Glauben zu wahren, aber nicht, um schändbare Dinge zu thun, welche unser Gewissen belasten. Ich beschwöre euch darum, laffet ab von eurem frevelhaften Beginnen. Es macht gar nichts, daß der Fürst nicht zu Hause ist. Wir können wiederkommen und werden so lange wiederkommen, bis er uns unser altes Abc-Buch läßt."

Besonders das Letzte wirkte durchschlagend bei den meisten. Man konnte ja dann noch länger „krawallen“ und an dem Krawallen bekam man allmählich Vergnügen.

Doch der Fürst war so klug, ihnen nicht den Gefallen zu thun zurückzukehren, sondern er schickte einige Bataillone Soldaten in die Dörfer, welche er sich von dem Kurfürsten der Pfalz erbeten hatte.

Vor den Spitzen der Bajonette hatte denn der Aufstand bald ein Ende. Die Verhaftungen wurden ohne Widerstand ausgeführt und das neue Lesebuch kam in Gebrauch. Die Hauptträdelsführer der Revolte aber waren über die Grenze entsprungen.

II.

Nach den Akten, welche über diesen merkwürdigen Kirchheimer Abc-Buch-Streit Auskunft geben, gewinnt es den Anschein, als wenn mit dem Einschreiten des Militärs die Geschichte aus gewesen wäre und alles seine Erledigung und Lösung gefunden hätte und als wenn die einzige Sache von Wichtigkeit die gewesen wäre, daß die Herrschaft durch diesen Streit eine Einbuße von 60,000 Gulden gehabt hätte. In der That war aber die Geschichte noch lange nicht aus, sondern fing teilweise erst recht an.

Die Bauern gaben sich durchaus nicht so schnell, sondern

leisteten den möglichen Widerstand. So machten sie einen Prozeß anhängig gegen ihren Fürsten bei dem Reichskammergericht in Weklar, der allerdings zu keiner Entscheidung führte, sondern in dem dortigen Aktenwust sein Begräbnis gefunden zu haben scheint. Und als sie dort nicht durchdrangen, wanderten sie zahlreich, ihr altes ABC-Buch in der Hand, nach Ungarn aus, wohin sich damals der Strom der Auswanderung aus der Pfalz, aus Hessen und Nassau ergoß, indem zuerst die Kaiserin Maria Theresia, dann Kaiser Joseph II. die Einwanderung deutscher Kolonisten vom Rhein in jene menschenleeren aber fruchtbaren Ebenen begünstigte und denselben große Vorteile bot.

Der Fürst andrerseits hatte auch noch lange andauernden Ärger von der Geschichte. Man durfte ihm zuletzt gar nicht mehr davon sprechen.

Es wurde nämlich in verschiedenen Blättern der damaligen Zeit über diese Angelegenheit hin und her geschrieben und keineswegs überall die Einrichtungen und Maßregeln des Fürsten gut geheißten. Am schärfsten und nachdrücklichsten schrieb gegen ihn ein Professor Köster an der Universität Gießen, gegen dessen schlimme Feder der Fürst sogar dessen Landesherrn, den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, zu Hilfe rief.

Doch noch größeren Kummer und Ärger als die Gießener Professoren und alle sonstigen Kirchheimer Bauern bereitete ihm der einzige Altsheimer Bauer Nikolaus Morgenstern.

Er hatte sich bei dem Einrücken der kurpfälzischen Truppen noch rechtzeitig außer Landes geflüchtet, was ja bei der nahen Grenze nicht schwer hielt. Aber er war nicht mit den anderen nach Ungarn ausgewandert, obwohl sich günstige Gelegenheit bot und seine Schwiegersöhne sämtlich sich der Auswanderung angeschlossen.

Er glaubte noch an die Möglichkeit des Widerstandes gegen den Fürsten und wollte in seiner dickköpfigen Art denselben nicht aufgeben, obwohl er in den Dörfern, mit welchen er in geheimen Beziehungen blieb, wenig Sinn für denselben fand. Die Bauern dachten und sagten: „Der Klügste giebt nach“. Sie hatten durch die Auswanderung billige und gute Acker bekommen und wünschten nun dieselben in Ruhe auszubeuten und nicht mit der Obrigkeit in verderblichem Streit zu liegen.

Allein trotzdem hatte Nikolaus Morgenstern durch die Wucht seiner Persönlichkeit immer noch eine gewisse Gewalt über die Leute. Er kam abends verkleidet in die Dörfer und hielt im Verborgenen Versammlungen, wo denn Mittel und Wege zum Kampfe besprochen wurden. Von ihm aus kam der Plan, den Fürsten vor dem Reichskammergericht zu verklagen. Ebenso suchte er mit den geringen Mitteln, welche damals die Presse bot, den Fall an die Öffentlichkeit zu bringen und andere dafür zu interessieren.

Als er aber mit diesem allem nicht viel erreichte, sollte den Lehrern gebliffentlich das Leben sauer gemacht werden und die eigenen Eltern sollten nach seinem Plane die Schuljugend zu unregelmäßigem Schulbesuch, zu sonstiger Unordentlichkeit, Faulheit und hartnäckigem Ungehorsam verleiten. „Denn“, sagte Morgenstern, „es ist besser, daß die Kinder gar nichts lernen, als daß sie aus einem solchen kezerischen Buche unterrichtet werden.“

Leider gingen die Bauern, die damals noch viel weniger als selbst jetzt den Wert einer gewissen Bildung zu schätzen wußten, nur zu eifrig auf die traurigen Ratschläge Morgensterns ein und durch die Verwilderung der Kirchheimer Jugend wurde der Schaden größer, als er vielleicht je durch die fürstliche Fibel geworden wäre.

Überhaupt kann man wohl sagen, wenn auch die Aufklärungsfucht des Weilburger Fürsten thöricht und verderblich war, daß das verbitterte, revolutionäre Wesen Morgensterns viel mehr und rascheres Übel stiftete. Die Bolander Revolution, so klein sie war und so berechtigt sie erschien, war immerhin Revolution, und Revolution verkehrt stets das Gute, was sie vielleicht erstrebt, in das schlimmste Gegenteil und nur Unheil keimt aus ihren Tritten.

Doch eine Stimme wenigstens erhob sich in Altbisheim gegen das Treiben des alten Bauern. Das war die Stimme der eigenen Tochter, der Lieblingstochter Morgensterns, „Lisbeth“.

Sie war die schönste und begabteste von seinen Töchtern und gerade an den jungen Bauern verheiratet gewesen, welcher bei seiner Gefangennahme durch die Landjäger verunglückte. Als die anderen nach Ungarn gingen, war sie allein mit ihren zwei Söhnlein bei der durch die Flucht Morgensterns vereinsamten Mutter geblieben.

„Ich wollte, wir zögen auch fort nach Ungarn“, sagte sie jedesmal zu ihrem Vater, wenn er mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln in dunklen Nächten vom Felde aus in seine Hofraithe schlich. „Es giebt sicherlich noch einmal ein Unglück und ich dächte, wir hätten an dem jetzigen Unglück genug.“

Es war jedesmal eine Art Wagnis für die Tochter, in dieser Art mit ihrem gereizten und halsstarrigen Vater zu reden. Die sanfte Mutter wagte schon lange nicht mehr, gegen einen ausgesprochenen Willen ihres Mannes irgend eine Einwendung zu machen, oder irgendwie anderer Ansicht zu sein, als er selbst. Sie unterdrückte selbst die Thränen in seiner Gegenwart und weinte im Verborgenen, aber ihr bleiches, kummervolles Gesicht sagte genug für den, der darin lesen wollte.

Die Tochter dagegen hatte etwas von der kühnen, festen Art des Vaters. Sie sprach sich ruhig aus, auch wenn ihr Vater noch so wütend wurde. Sie durfte ihm überhaupt mehr sagen, als irgend ein anderer Mensch. So erklärte sie: „Das Leben, welches wir führen, ist nicht mehr zum Aushalten. Wir können kaum schlafen und essen vor Besorgnis, wenn ihr ferne seid, Vater, und wenn ihr im Hause seid, sterben wir vor Angst.“

Als der Fürst einen Preis von fünfzig Gulden auf euer Haupt setzte, hat er euch sämtliche Soldaten und Landjäger auf die Fersen geheßt und viele Hunde sind des Hasen Tod. Ihr werdet sicher noch einmal ertappt. Sie schwärmen geradezu um unser Haus, wie die Bienen und durchsuchen es wenigstens dreimal jeden Tag. Wenn der Fürst euch aber faßt, dann geht es euch an das Leben.“

„Bah“, sagte der alte Bauer verächtlich, „wenn er den Mut hat, soll er mich hängen. Es wäre nur der richtige Abschluß für den Frevel, den er schon durch das Besetzbuch an dem Volke geübt hat.“

„Sehet, Vater“, erwiderte die Tochter, „wenn wirklich etwas Gutes erreicht würde, wäre es noch etwas anderes, aber euer Hiersein nützt nichts, sondern schadet nur.“

Die Bauern sind längst kühl und abgestumpft und gehorchen euch nur aus Gewohnheit und Furcht. Ich fürchte sogar, sie verraten euch einmal, da ihr anfanget ihnen unbequem zu werden mit euren Anforderungen. An den Kindern jedoch verderben eure Einrichtungen mehr als tausend Abc-Bücher des Fürsten.“

„Ha, ha!“ rief der Bauer hochrot vor Zorn im Gesicht.

Die Worte seiner Tochter hatten ihn hart getroffen. Er war anfangs etwas erbleicht. Er fühlte, daß sie nicht ganz Unrecht hatte. Ihm fehlte nicht der Sinn für

Wahrheit. Allein die Wahrheit, welche sie ihm bot, war ihm denn doch ein wenig zu stark. Er, der sich für sehr wichtig hielt und der sich zum Richter des Fürsten aufgeworfen hatte, sollte vollständig mißliebig sein bei den Leuten und noch schuldiger sein, als selbst der Fürst.

„Ha, ha! Das sage nicht noch einmal, Lisbeth!“ drohte der erzürnte Mann.

„Warum soll ich die Wahrheit, die jedermann sieht und die ich an meinen eigenen Kindern wahrnehmen kann, nicht frei bekennen?“ fragte Lisbeth wie verwundert.

„Der Ludwig, das ist wahr, der geht noch.“

„Du wirst ihn am Ende in dem Abc-Buch des Fürsten lernen lassen?“ fiel der Alte wütend ein.

„Ihr wisset, Vater, daß er darin nichts mehr lernen kann. Aber ich vermag es nicht zu hindern, daß er da und dort ein Buch auftreibt und es liest. Ihr kennet seine Lust an den Büchern.“

„Ja er schlägt völlig aus der Art. Der Franz ist ein ganz anderer Bursche“, brummte der Bauer.

„Gerade der Franz wird jeden Tag ungebärdiger und toller. Seit er öfters draußen ist in eurer Waldhütte, kann ich ihn nicht mehr bändigen.“

„Ja, der Franz wird recht“, sagte der alte Morgenstern, vor Befriedigung schmunzelnd.

„Aber Christentum scheint er bei euch draußen auch nicht zu lernen“, sagte spitz seine Tochter.

„Führe mich zu ihnen! Ich will sie noch einmal sehen, ehe ich in den Wald gehe“, herrschte der Bauer seine Tochter an.

Es war merkwürdig, wie der harte, rauhe Mann diese beiden Enkel mit einer zarten Liebe umfaßte. Er hatte noch eine ganze Reihe von Enkeln, aber dieselben waren ihm ziemlich gleichgiltig. Nur die Söhne seiner Lisbeth waren ihm an das Herz gewachsen und zwar in einer Weise,

wie niemals eines seiner Kinder. Nur um sie zu sehen, verließ er öfters seine Waldhütte in der Nähe des Donnerberges und machte den mehrstündigen Weg in dunkler Nacht und wagte jedesmal sein Leben.

Es war nun auch eine Lust, diese beiden Knaben zu sehen; denn es waren Bilder von Kraft, Gesundheit und kindlicher Schönheit.

Die selbst noch schöne, jugendliche Mutter leuchtete mit Stolz auf das Bett, wo die beiden Jungen die blondlockigen Köpfe dicht widereinander gelehnt, mit roten Wangen und weißer Stirne in festem, gesundem Schlafe lagen. Es waren Zwillinge, die sich so ähnlich sahen, daß sie kaum unterschieden werden konnten, zumal wenn sie, wie jetzt, schliefen. Nur wenn man genauer hinblickte, konnte man unterscheiden, daß der ältere, Franz, geringeltes Haar, eine etwas aufgeworfene Oberlippe und eine krausere Stirne hatte.

Nachdem Morgenstern eine Zeit lang seine Enkel mit Wohlgefallen betrachtet hatte, fuhr er denselben mit der Hand durch die Locken und wandte sich dann schweigend zum Gehen.

In der Thüre gab ihm seine Frau einen Bündel mit Gewaren, welche sie währenddessen zurechtgemacht hatte. Dann drückte sie seine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Behüt dich Gott, Nikolaus!“ während eine Thräne auf seine raue Hand fiel.

Er legte ihr zärtlich die Hand auf den Kopf: „Weine nicht, Katharine! Wir gehen vielleicht doch bald nach Ungarn.“

Er war immer weicher gestimmt, wenn er seine Enkel gesehen hatte.

„Ach, Vater, dann laß es nicht zu spät werden!“ rief Elisabeth.

„Der Morgenstern scheint auf meinen Weg“, sagte der alte Bauer, zum Himmel blickend.

In ihm war ein seltsames Gemisch von Aberglauben und Glauben, von Hartherzigkeit und Liebe, von thörichter Verblendung und Klugheit, von Starrheit und Weichheit.

Zu seinem Hause in Albisheim sollte er übrigens zum letztenmal in seinem Leben den Weg gemacht haben.

Als er durch ein Loch in seiner Scheune in seinen Obstgarten trat, um von dort in das offene Feld zu gelangen, wurde er plötzlich umringt und nur seiner Riesenkraft, der Dunkelheit und seiner Kenntniss der Örtlichkeit war es zu danken, daß er entkam.

Doch meinte er zu entdecken, wie ihn einer bei seinem Rückzug verfolge, und als er endlich in den Wald gelangte, rauschte es mehrmals recht verdächtig hinter ihm. Er wagte kaum die Waldhütte zu betreten, die er, nicht weit von dem Gipfel des Donnersberges entfernt, sich zu seinem Zufluchtsorte auserkoren hatte. Wenigstens wagte er kein Licht anzuzünden und kuschte seinen alten treuen Hofhund, der seinen einzigen Begleiter in die Verbannung ausmachte und freudig bellend seine Rückkehr begrüßen wollte.

Noch lange lag er wach auf seinem harten Lager und lauschte auf jedes ungewöhnliche Geräusch, bis endlich die Müdigkeit über seine Unruhe Herr wurde und er einschlief. Er hatte viel über die Worte seiner Tochter Lisbeth nachgedacht, daß sein Bleiben unnütz, ja schädlich sei — dabei fühlte er noch immer die stille, doch schmerzliche Thräne seiner duldbenden Frau auf seiner Hand und seine Gedanken irrten in das ferne Ungarland, in die Donau-niederung, von deren wunderbarer Fruchtbarkeit die Seinigen nicht genug schreiben konnten, und er sah, während ein schauriger Nachtwind um seine öde vereinsamte Hütte tobte, im Geiste ein stattliches Haus an der Donau und

sich und seine Familie in friedlich ungestörter Thätigkeit und häuslichem Glück. Aber er verwarf mit Gewalt diese lieblichen Bilder. Sein Grimm über den Fürsten behielt die Oberhand.

„Ich gebe es noch nicht auf“, sagte er, ehe der Schlaf ihn übermannte.

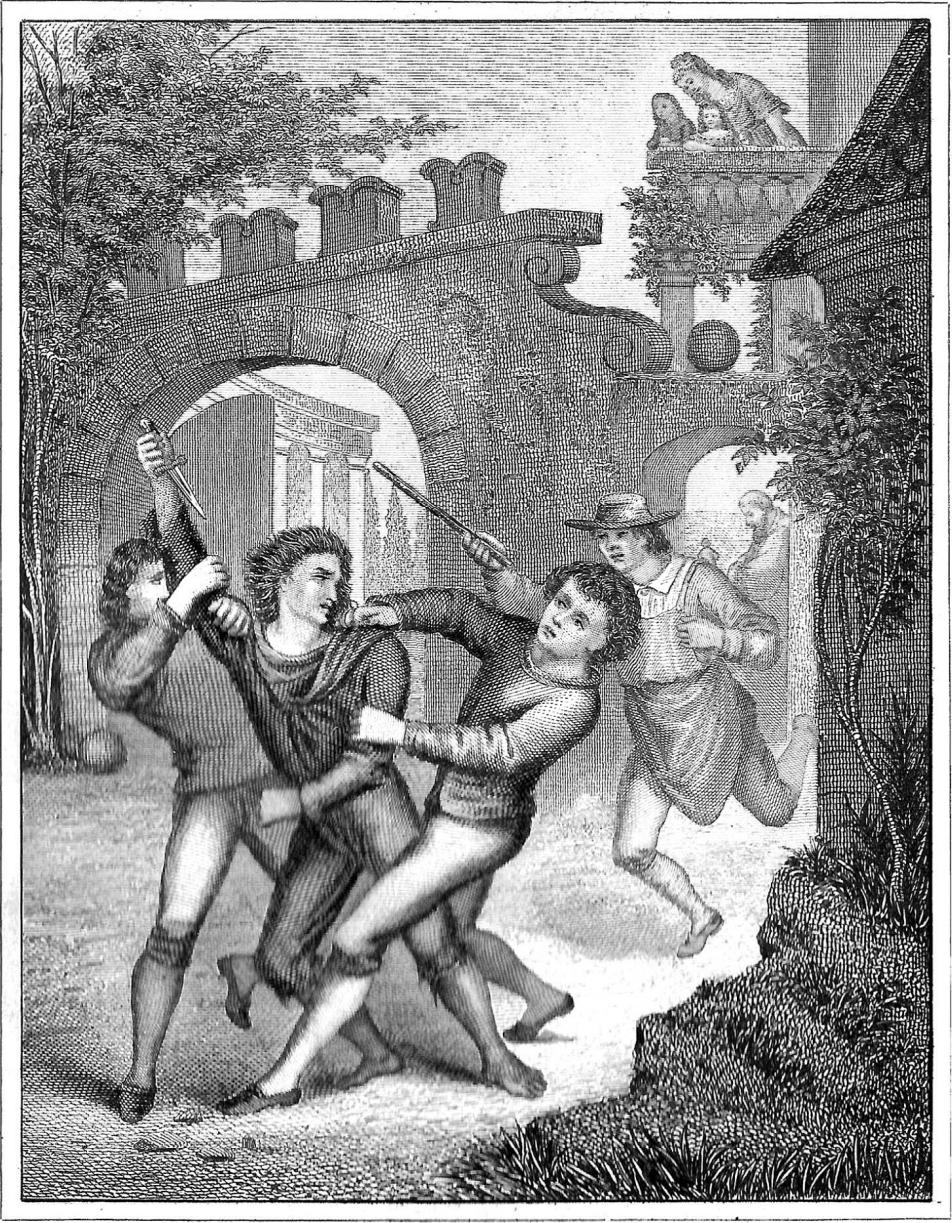
III.

Nach diesem Überfall waren einige Wochen vergangen. Lisbeth hatte ihrem Vater durch einen vertrauten Mann sagen lassen, er solle vorsichtig sein. Es bereite sich etwas gegen ihn vor. Sie glaube, man wisse seinen Aufenthalt und den Weg, welchen er gewöhnlich zu einem Besuch bei ihnen einschlage. Um keinen Preis dürfe er im Augenblick sein Versteck verlassen. Für Lebensmittel solle durch ihre Tungen gesorgt werden.

Den wackeren Knaben machte die übertragene Pflichterfüllung große Freude, wenn dieselbe auch mit einigen Gefahren verbunden war. Sie konnten kaum den Tag erwarten, wann sie gehen durften.

So hatten unsere Zwillinge wieder ihrem Großvater einen Besuch gemacht und gingen im Rückwege auf der Mutter Anraten über Kirchheim, um den Schein zu erwecken, als hätten sie Krämereien in ihrem Korbe von dort mitzubringen. Als sie in die Nähe des fürstlichen Schlosses kamen, hörten sie eine Harmonika prächtige Lieder und Tänze spielen. Franz wollte weiter, aber Ludwig, welcher eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik hatte, zog es mit unwiderstehlicher Gewalt zur Stelle.

Ein blinder Mann, welchen ein kleiner, blasser Knabe



führte, stand unter dem Altan des Schlosses und entlockte seinem an sich rauhen Instrumente ganz wunderbare Töne.

Damals waren gute Instrumente und gute Musik lange nicht so allgemein wie jetzt. Und es hörten nicht bloß die Fürstenkinder, sondern auch die Fürstin jenen einzigartigen Weisen ganz begeistert zu, welche zwischen den hohen Schloßmauern einen mächtigen Widerhall hatten. Vielleicht stimmte auch der herrliche Frühlingsabend nach einem heißen Tage besonders freundlich und milde. Die Fürstin wenigstens warf ein Goldstück, was zu dieser Zeit viel Geld war, dem kleinen, blassen Knaben als Belohnung zu, der es auch aufzuraffen suchte, aber ein frecher Strolch, der auch dort stand, riß es ihm vorweg und lief damit fort.

Das Geld wäre wahrscheinlich bei der nahen Landesgrenze verloren gewesen, wenn nicht Ludwig, den ebenso die Ungerechtigkeit, sowie das Mitleid mit dem weinenden Knaben erfaßte, wie ein Pfeil vom Bogen dem schmutzigen Diebe nachgestürzt wäre und ihn ergriffen hätte.

Es war gewiß für Ludwig, so außerordentlich stark derselbe auch als zwölfjähriger Knabe sein mochte, kein geringes Wagnis, den wenigstens achtzehnjährigen Burschen, in welchem, seinen pechschwarzen Haaren und seiner bräunlich gelben Haut nach zu schließen, Zigeunerblut floß, anzugreifen. Er hätte ihn auch schwerlich überwältigt. Aber er hielt ihn auf, bis er Hilfe bekam.

Der Zigeuner merkte seine Gefahr und griff nach dem Messer. Aber ehe er es brauchen konnte, war Franz, der bis jetzt noch nie seinen Zwillingnbruder allein gelassen hatte, zu Hilfe geeilt. Und nun warfen die zwei derben Bauernbuben den an sich schwachen Spitzbuben auf den Boden und draschen ihn weidlich durch, während sie ihm das Goldstück und sein Messer entrißen. Als sie ein wenig im Dreschen nachließen, machte sich der Kerl auf und lief

davon, was ihn nur seine Beine tragen konnten. Ludwig aber trat zu dem bleichen Knaben und gab ihm nicht nur das Goldstück, sondern auch seine ganze Barschaft, die allerdings nur in einigen Kreuzern bestand.

Darauf wollten sich die Knaben entfernen. Aber die Fürstin, welche der sich rasch entwickelnden Szene mit vielem Interesse und höchster Genugthuung zugeschaut hatte, wünschte die tapferen Knaben, die sich so merkwürdig ähnlich sahen, zu sprechen. Sie winkte darum denselben, zu ihr heraufzukommen, brachte sie aber dadurch in keine geringe Verlegenheit.

Der vornehmen Herrschaft gegenüber fühlten sich die Bauernjungen blöde; sie mochten nicht geradezu ungehorsam sein, dachten jedoch an den Zorn ihres Großvaters, wenn derselbe erfuhr, daß sie einen Besuch in dem Schlosse gemacht hätten. Aber die Fürstin winkte immer freundlicher und rief den Zögernden ermunternd zu und sandte einen Lakaien sie zu holen.

Als Franz den Mann kommen sah, machte er sich aus dem Staube und wollte Ludwig mitziehen, allein dieser fühlte die Unschicklichkeit eines solchen Benehmens und blieb und ließ sich von dem Bedienten zu der Fürstin geleiten.

Die Fürstin war erfreut über die kräftige Schönheit des Knaben und seinen freien, unerschrockenen Blick.

„Du hast keine Angst?“ fragte sie.

„Nein!“ erwiderte Ludwig. „Ich habe ja nichts Böses begangen.“

„Gewiß nicht“, sagte die hohe Frau in huldreichster Liebenswürdigkeit. „Du hast im Gegenteil eine Heldenthat gethan, die der Belohnung wert ist und ich möchte dich deswegen zu meinem Gemahle bringen, damit er dir eine Gnade bewilligt. Komm mit! Er ist drüben in der Bibliothek.“

Während sie in Begleitung der jungen Prinzen und

Prinzessinnen über einen weiten Gang schritten, fragte die Fürstin: „Wie alt bist du, mein Sohn?“ „Erst zwölf Jahre?“ rief sie verwundert, als Ludwig geantwortet hatte, „und schon so groß und so stark. Da kannst du dich noch schön strecken“ — wandte sie sich an den hinter ihr gehenden Prinzen Friedrich.

Bei dem Fürsten, welcher in einem Buche las und verwundert aufschaute über den unerwarteten Besuch, erzählte sie darauf in lebhaftester Weise den ganzen Auftritt und schloß damit, daß sie sagte: „Ich habe selten eine solche Freude empfunden, als über die mutige Ritterthat dieses Kleinen und über die gerechte Abstrafung des hinterlistigen Zigeuners, aber dafür sollst du ihm nun auch eine Freude machen, Christian.“

Der gutmütige Fürst konnte nicht leicht seiner holden Gattin etwas abschlagen. Aber er wußte selbst nicht, was er dem Knaben gewähren sollte und fragte ihn deshalb: „Wo bist du zu Hause?“

„In Albisheim.“

„In Albisheim?“ wiederholte gedehnt der Fürst. Er war nicht gut auf diesen Ort zu sprechen.

„Wie heißt du?“

„Ludwig Bechtold.“

„Bist du mit dem Bechtold verwandt, welcher im Streit mit den Landjägern umkam?“

„Er war mein Vater.“

„So stehst du auch in verwandtschaftlicher Beziehung zu dem alten Nikolaus Morgenstern.“

„Er ist mein Großvater.“

Des Fürsten Gesicht war immer länger und verdrießlicher geworden, was die Fürstin mit großer Unruhe beobachtete.

Sie nahm ihren Gatten beiseite. Dort sagte sie: „Der

Tod des Mannes, der um des „einfältigen“ Abc-Buchs willen (du nimmst den Ausdruck nicht übel) sein Leben hat lassen müssen, hat mir immer schwer auf der Seele gelegen und ich meine ordentlich, der Junge sei uns von der Vorsehung geschickt, daß wir an ihm vielleicht wieder gut machen könnten, was wir an dem Vater versündigt haben.“

Der Fürst wurde hochrot im Gesicht. Er nahm seiner Gattin den Ausdruck „einfältiges Abc-Buch“ doch übel. Denn er rechnete die Einführung desselben zu seinen besonderen Verdiensten. Aber zugleich schlug ihm das Gewissen. Er mußte sich sagen, daß er um des Buches willen viele Leute unglücklich gemacht hatte.

Seine Verlegenheit hinter einer gewissen abweichenden Barschheit verbergend, fragte er: „Nun was willst du denn mit dem Bauernbuben beginnen? Ich wüßte nichts.“

„Siehe einmal den Knaben an“, erwiderte die Fürstin, „mit welcher Bewunderung, man möchte sagen, mit welcher Andacht er deine Bücherschätze betrachtet.“

„Bah!“ machte der Fürst. „Die Dummheit gloht ebenso.“ Dennoch fragte er Ludwig: „Hast du Bücher gern?“

„O ich möchte den ganzen Tag lernen und lesen“, rief dieser.

„Hast du schon das neue Abc-Buch durch?“ examinierte der Fürst.

„Das Abc-Buch?“ lachte Ludwig. „Ich kann schon Latein und Griechisch.“

„Wo hast du denn das gelernt?“ forschte der Fürst mit ungläubiger Miene.

„Der Pfarrer hat mir Bücher und Unterweisung gegeben. Da habe ich in der Scheune und auf dem Acker oder wo ich Zeit hatte, gelernt“, sagte der treuherzige Knabe.

„Du siehst, Christian“, flüsterte die Fürstin, „ein wahres

Genie, das sich bei den ungünstigsten Verhältnissen durchringt."

"Es wird nicht weit her sein", spöttelte der Fürst.

Die Fürstin hatte sich noch selten so über ihren Gatten geärgert, wie diesmal. Sie machte ihm ein bitterböses Gesicht, so daß derselbe, dem eigentlich die Sache langweilig war, den Knaben fragte: „Möchtest du ein Gelehrter werden?“

„O wie gern“, rief freudig der Junge. „Aber ich darf nicht“, setzte er traurig hinzu. „Der Großvater leidet es nicht. Er würde mich umbringen. Er darf nicht wissen, wenn ich ein Buch in der Hand habe.“

Jetzt leuchteten der wohlwollenden Fürstin Augen. Der Knabe hatte unwillkürlich den Ton getroffen, der auf ihren Mann, welcher auf jede fremde Gewalt und Oberherrlichkeit eifersüchtig war, einwirken mußte.

In der That war auf einmal der Fürst Feuer und Flamme. „Was“, rief er, „auch hier will mir der alte Morgenstern entgegentreten? Siehe, jetzt sollst du gerade ein Gelehrter werden, mein Sohn. Ich will doch sehen, wer im Lande Herr ist, ich oder der Morgenstern.“

In diesem Augenblick brachte der Lakai den „Franz“ herein, indem er sagte, daß der Knabe sich nicht habe abweisen lassen; denn er glaube, seinem Bruder sei etwas passiert.

Während die Fürstin die auffallende Ähnlichkeit, welche hier in dem Saale noch mehr als draußen im Freien hervortrat, bewunderte, sah der Fürst nur die trotzigigen Augen und die geballten Fäuste des Knaben.

„Ganz der alte Revolutionär, der Morgenstern“, murmelte er. Dann fragte er ihn in barschem Tone: „Du hast wohl geglaubt, wir hätten deinen Bruder getötet und aufgefressen? Und du hättest uns dafür das Haus über dem Kopfe angezündet? Nicht wahr?“

Franz liefen die hellen Thränen über die Wangen. Er war um den geliebten Bruder so furchtbar aufgereggt gewesen und nun thaten ihm die harten, höhnischen Worte des Fürsten besonders wehe. Die Fürstin aber, welche den Knaben ganz verstand, nahm seinen Kopf in ihren Arm und küßte ihm die Stirne.

„Ich wüßte kaum, welchen von den Knaben ich den Vorzug geben sollte“, sagte sie. „O, wie ist die Mutter dieser Kinder zu beneiden!“

„Wenn ich einmal groß bin, mache ich den Ludwig zu meinem Minister und den Franz zum General“, sagte plötzlich der kleine Prinz.

Mit fast freudigem Schreck über das feine Urteil ihres Kindes fuhr die Fürstin herum, und ihren Sohn küßend und drückend sagte sie: „Du bist doch der Liebste von allen.“

An einem der nächsten Tage fuhr eine fürstliche Equipage an dem Morgensternschen Hause in Albißheim vor, welcher die Fürstin und Prinz Friedrich Wilhelm entstiegen.

Die Fürstin wollte mit der ihr eigenen Energie ihr Vorhaben durchführen, allein sie hatte keinen geringen Kampf mit der Mutter Ludwigs und zumal mit der alten Morgensternin zu kämpfen, die das größte Unheil fürchtete. Endlich gab die junge Witwe, durch das edle feine Wesen der Fürstin überwältigt, nach.

„Ich will denn meinetwegen dem Glücke meines Sohnes nicht im Wege stehen“, sagte sie. „Ich weiß, daß ihn Gott ganz besonders begabt hat. Es kann etwas Größeres aus ihm werden. Und es wäre ein Unrecht, das Kind den Vorurteilen seines Großvaters zu opfern. Aber halten Sie ihn nur recht fromm, Frau Fürstin. Und lassen Sie ihn öfters zu mir herauskommen.“

Da können Sie ganz getrost sein, liebe Frau Bechtold“,

erwiderte in huldvollster Weise die Fürstin. „Ich bin selbst eine Feindin des aufklärerischen Wesens unserer Zeit. Den Schrullen meines Mannes gegenüber habe ich keine Macht. Aber meine Kinder erziehe ich in alter frommer Weise und Ihr Sohn wird behandelt werden wie auch meine Kinder.

Dagegen soll er jede Woche zwei Nachmittage zu Ihnen herauskommen und Ihnen selbst steht jederzeit das Schloß offen und ich werde mich immer an Ihrem Besuche freuen. Denn ich unterhalte mich gern mit Ihnen.“

„So möge es Gott an Ihren Kindern vergelten, was Sie an meinem Kinde thun“, sagte gerührt die Frau Bechtold.

Aber hinten in der Scheune stand Franz und weinte trotzige Thränen darüber, daß Ludwig in das Fürstenschloß sollte. Er verweigerte jeglichen Abschied. Und als Ludwig mit dem fürstlichen Wagen wegfuhr, ging er zum Großvater in den Wald.

Am nächsten Tage bekam Frau Bechtold von ihrem Vater die Nachricht, daß er mit Franz nach Ungarn gegangen sei.

Wenn der Fürst, ließ er ihr sagen, den Ludwig erziehen wolle, dann wolle er den Franz erziehen. Sie würde sehen, wer es am besten verstünde.

Die beiden verlassenenen Frauen stürzten sich trostlos weinend in die Arme. Die alte Mutter hatte ihren Mann und die junge Witwe hatte jetzt nicht nur ihren Mann, sondern auch ihre Kinder verloren.

IV.

Nach dieser plötzlichen Wendung, welche in das Geschick der beiden Frauen getreten war, kam ein gewisses Schwanken über dieselben. Als nämlich der erste Schrecken und der erste Schmerz vorüber war, ergriff sie der Gedanke, ob es nicht für sie am besten sei, wenn sie jetzt auch nach Ungarn zögen.

Nikolaus Morgenstern freilich schien diese Auswanderung nicht für möglich gehalten zu haben. Sonst hätte er die beiden ja wohl mitnehmen können. Auch seiner Tochter wäre vorerst wenigstens der Einfall nicht gekommen. Dagegen zog es die alte Frau Morgenstern nach ihren übrigen Kindern und jetzt auch nach ihrem Gatten, obgleich dieser sich ja im Groll von ihr und seiner Tochter weg-gewandt hatte.

Eines Tages, da Schwierigkeiten im Feldbau entstanden, den die beiden Frauen nebst einem alten Knechte allein besorgten, fing sie davon an. Man merkte es ihr an, daß sie es schon lange mit sich herumgetragen hatte, ohne zu wagen, mit ihrer Tochter darüber zu sprechen. Jetzt sagte sie mit gepreßter Stimme: „Wie wäre es, Lisbeth, wenn wir auch nach Ungarn zögen? Dein Ludwig ist bei dem Fürsten gut aufgehoben, aber wie es dem Franz, deinem alten Vater und den übrigen Geschwistern geht, weiß man nicht.“

Sie wischte mit der Schürze ihre Thränen ab. Die Tochter aber fühlte viel mehr, als die gesprochenen Worte ausdrückten, die ungeheure Sehnsucht, die das Herz ihrer armen Mutter erfüllte. Zugleich fühlte sie, daß sie derselben nachgeben müsse, wenn es nur irgend thunlich wäre. Doch der Gedanke war ihr noch zu neu. Sie mußte sich ihn erst zurecht legen.

„Vielleicht gäbe auch die Fürstin den Ludwig wieder heraus, wenn wir sie inständig bäten und wenn wir dann das Haus und das Gut verkauften und nachzögen, würde am Ende noch alles gut werden“, meinte die Mutter.

Die Tochter erwiderte: „Ihr habt euch das so schön ausgedacht, Mutter, daß man weinen möchte, weil es nicht so werden kann. Die Fürstin würde ja wohl unseren Wunsch erfüllen, aber der Fürst niemals, seit er weiß, daß er seinem Feind, dem Morgenstern, eine tiefe Wunde geschlagen hat damit, daß er dessen Enkel großziehen will. Er giebt ihn um keinen Preis wieder heraus. Wenn wir aber ohne den Ludwig kommen, weiß ich nicht, was Vater thun wird. Mir ist schon Angst, wenn ich an seinen Zorn denke.“

Auch wird es uns schwer fallen, das Gut und das Haus los zu werden. Nachdem in der letzten Zeit so viel Land angeboten worden ist, hat niemand mehr Lust zu kaufen. Auch darüber wird Vater uns zur Rechenschaft ziehen, wenn wir die Äcker und Weinberge etwa verschleudern.

Wer weiß, ob er nicht daran denkt, doch einmal wieder zurückzukehren.“

Als aber nach dieser Antwort Lisbeth ihre Mutter so bitterlich weinen sah, nahm sie zärtlich ihren Kopf in die Arme und sagte: „Seid ruhig, Mutter, ich will mit der Fürstin reden.“

Schon am nächsten Tage ging Lisbeth in ihrem schmucksten Anzuge nach dem Schlosse, ein Körbchen in dem Arme, mit einem Klumpen frisch gestoßener, süßer Butter und den am Morgen von den Hühnern gelegten Eiern darinnen.

„Das ist eine „Delikatesse“ für die Herrschaften, und ohne Geschenk kann man doch auch nicht gut kommen“, meinte sie.

Doch war sie im Innern verzagt und schüchtern, so

fest und bestimmt sie äußerlich that und bereuete fast ihren Gang, zumal als sich das hohe vornehme Schloß vor ihren Augen erhob. Sie blickte scheu um sich nach irgend einer Gelegenheit, um sich einführen zu lassen. Siehe, da sah sie die fürstlichen Kinder im Schloßpark spielen und (ihr Mutterherz wurde stolz bei dem Anblick) ihren Ludwig, fast wie ein Prinz gekleidet, mitten unter ihnen.

Er erkannte sie sogleich, und, was sie zu Freudenthränen rührte, er schämte sich ihrer gar nicht, obwohl sie als einfache Bäuerin in Bauerntracht erschien, sondern verließ sofort seine Spielgefährten, und umarmte und küßte sie und bot sich an, sie zu der Fürstin zu führen, welche sie schon längst erwartet hätte.

„Dich wird selbst die Hofluft nicht verderben“, sagte Lisbeth fröhlichen Mutes und ging, von ihrem Sohne geleitet, mit sicheren Schritten in das Schloß.

Doch brachte sie wenig Trost mit heraus für ihre sehnstüchtige Mutter, so herzlich und freundlich auch die Fürstin gegen sie gewesen war. Dieselbe bestätigte nur, was sie selbst bereits ihrer Mutter gegenüber ausgesprochen hatte, daß kein Gedanke daran sei, den Fürsten Ludwig gegenüber anders gesinnt zu machen.

Auch gab sie den beiden Frauen den Rat, zunächst nicht nach Ungarn zu gehen. Man könne nicht wissen, ob der Fürst nicht später auf andere Einfälle käme, die eine Hoffnung auf das Losgeben von Ludwig erweckten. Sie wolle dann möglichst auf ihren Mann einzuwirken suchen; denn sie sähe jetzt selbst ein, daß eine Vereinigung der auseinandergerissenen Familie das beste sei und daß sie selbst, so gut sie es auch mit der Erziehung Ludwigs gemeint habe, vielleicht doch einen Fehler gemacht habe.

Andrerseits wisse man auch nicht, welche Pläne und Gedanken der Nikolaus Morgenstern habe und es sei

jedenfalls am geratensten, zuerst einen Brief nach Ungarn zu schreiben und die Antwort abzuwarten, ehe beide entscheidende Entschlüsse faßten.

Lisbeth mußte die Rede der Fürstin, so wenig Aussicht sie eröffnete, für recht verständig erkennen, und suchte, als sie nach Hause kam, so gut es ging, ihre Mutter mit dem Briefe zu trösten, welchen sie schreiben wolle.

Damals war das Brieffschreiben noch keine so gemeine Sache, wie heutzutage, zumal in den Dörfern. Ein Brief bildete damals ein Ereignis. Es gab damals viele Menschen, die, wir wollen nicht sagen, niemals einen Brief geschrieben hatten, weil sie vielleicht nicht schreiben konnten, sondern, welche niemals in ihrem ganzen, langen Leben einen Brief empfangen hatten.

Auch für Lisbeth war der Brief ein Werk von einigen Wochen, bis er durchgesprochen, mehrmals aufgeschrieben und endlich abgeschrieben war. Und dann erst mußte noch wegen der Adresse und dem Umschlag die Hilfe des fürstlichen Hofmeisters herangezogen werden. Er war an Nikolaus Lamb in Torzsa in der unteren Batschka gerichtet.

Dort in Torzsa, nicht allzuweit von der serbischen Grenze, hatten sich die Kirchheimer Auswanderer niedergelassen, oder besser gesagt, dort war ihnen neben einer ziemlichen Anzahl Kurpfälzer und Elsäßer von Kaiser Joseph II. Land zur Ansiedelung übergeben worden. Nach dem zumal am Rhein überall bekannt gemachten kaiserlichen Ansiedelungspatent sollte ja jedem Auswanderer nach Ungarn, Galizien, Böhmen und Bodomerien von der österreichischen Regierung ein ganzes Feldgut nebst einem geräumigen Haus und Garten und dem nötigen Zug- und Zuchtvieh und den wichtigsten Haus- und Feldgeräthschaften geschenkt werden.

So glänzend diese Aussichten dem Ansiedler in öster-

reichthümlichen Landen winkten, waren dieselben nicht einmal alle Vorteile, welche durch das Patent versprochen wurden. Nach demselben war vollkommene Religions- und Gewissensfreiheit zugesichert. Der älteste Sohn des Hauses hatte das Recht der Militärfreiheit. Von Wien aus wurden die Auswanderer frei weiter geschafft und mußten verköstigt werden, bis sie sich selbst ernähren konnten. So hatten sie auch unentgeltliche Pflege bei Krankheit und 10 Jahre lang völlige Steuerfreiheit.

Am Schlusse des Patentes aber stand: „Welchen Entschluß und Willensmeinung Wir zur Steuer der Wahrheit mit Urkund dieses, besiegelt mit unserm R. R. aufgedruckten Sekret-Innsiegel bestätigen, so gegeben Wien am einundzwanzigsten September siebzehnhundertzweiundachtzig. Unserem Reiche des Römischen im neunzehnten, des Ungarischen und Böhmischen im zweiten.

Joseph
ut. R. Fürst
Colloredo suppria.

L. S.
Ad Mandatum Sacrae
Caesareae Majestatis
proprium.
Ign. v. Hoffmann.

Was aber jener edelste aller österreichischen Fürsten jemand versprochen hatte, das pflegte er in ausgiebigster Weise zu halten.

Da war es ja freilich kein Wunder, daß die ausgewanderten Schwiegersöhne und Töchter in ihrem Briefe, den sie nach Albißheim gerichtet hatten, nicht genug hatten melden können, wie gut es ihnen auf der Reise gegangen wäre und wie gut sie es dort unten getroffen hätten.

Sie waren über Würzburg, Nürnberg nach Regensburg gekommen und hatten sich dort auf einem Donauschiff nach Wien eingeschifft, von wo es dann fröhlich in das Ungarland hineinging.

Der Direktor der Ansiedlungs-Kommission, Joseph von Riß, war ein außerordentlich besorgter menschenfreundlicher, gewissenhafter Beamter, der auch dem Geringsten sein Recht zukommen ließ. So wurde bald überall Ordnung, wenn es auch anfangs ein wenig quer gegangen war und man sich mit sehr provisorischen Wohnungen hatte behelfen müssen.

Die neuen Kolonisten konnten schreiben, wie ihre stattlichen Häuser gleich Pilzen aus dem Erdboden wüchsen und weithin in der Ebene die Getreidefelder wogten.

„Kurzum“, hieß es, „es ist schöner hier als daheim und gleicht doch wieder merkwürdig der Heimat. Es ist alles eben wie bei uns, aber die Fläche ist unabsehbar wie das Meer und mißt Hunderte von Meilen. Dabei ist das Land und das Klima viel ergiebiger. Man könnte sagen, daß ein Acker gerade noch einmal so viel trägt, als in der sonst fruchtbaren Pfalz.“

Wie wir daheim in der Nähe bei Worms den Rhein haben, so haben wir hier die Donau. Sie ist nur blau, statt grün und viel viel breiter, als der Rhein und hat einen weiteren Lauf. Und wie man daheim sagt, es sei alles einmal ein großer See gewesen, bis sich der Rhein bei Bingen ein Loch durch das Gebirge gebrochen habe, so sagt man auch hier, daß alles ein See gewesen sei, bis sich die Donau durch das eiserne Thor gedrängt habe.

Nur den Donnersberg haben wir nicht. Wir haben erst in weiter Ferne Gebirge. Aber es sieht doch hübsch aus.

Unser Schiff hat auch bei Ofen und Pest gelegen, wo der König Ezel von den Hunnen sein Hoflager gehalten hat, der die Königstochter von Worms, die Kriemhilde, geheiratet haben soll, welche ihren Verwandten daheim zürnte, weil dieselben ihr ihren ersten Gatten, den Siegfried, erschlagen und ihr ihren Goldschatz abgenommen hatten. Dort nach Pest aber hätte die Kriemhilde ihre Verwandten

eingeladen, und als ihre drei Brüder, welche Könige der Burgunden waren, kamen, wären sie von den Hunnen ermordet worden, aber die Burgunden hätten auch die Hunnenheere erschlagen.

So hat uns ein Herr auf dem Schiffe erzählt, als er hörte, daß wir bei Worms zu Hause wären. Es war schön und doch grauſig mit anzuhören.

Neben Ofen und Beſt giebt es noch viele große, ſchöne Städte an der Donau. Da wäre von jeder zu erzählen. Man erzählt hier wie am Rhein viel von alten Zeiten, beſonders von den Türken und Türkenſchlachten. Sie wohnen nicht weit von uns. Auch Belgrad, wo der Prinz Eugen ſie geſchlagen hat, iſt nicht allzuweit. Aber das hat jetzt alles nichts mehr zu ſagen.

Kommt nur alle ſo ſchnell als möglich! Wir wollen euch einen beſſeren Empfang bereiten, als die böſe Kriemhild ihren Verwandten. Ja kommet nur, Mutter, ihr könnt wieder zwei Enkel begrüßen, die in Ungarn das Licht der Welt erblickt haben — kommet nur Vater und bringet hundert Exemplare von den alten Lehrbüchern mit. Hier ſind wir ſelber Herr über die Schule und der Schulmeiſter muß lehren, wie wir es wollen — komme nur Liſbeth und bringe deine Buben mit. Hier haben ſie freie Bahn. Hier können ſie etwas Ordentliches werden."

Dieſen Brief hatte ſich die alte Frau Morgenſtern ſchon, wer weiß, wie oft vorleſen laſſen und hatte jedesmal Thränen des Heimwehes geweint nach ihren Kindern und Enkeln nach der weiten Getreidelandschaft und der blauen Donau. Aber ſie mußte noch öfter ſich dieſen alten Brief vorleſen laſſen, denn es kam kein zweiter. Ihr Brief war richtig adreſſiert abgegangen, aber eine Antwort darauf iſt den beiden armen Frauen niemals geworden.

„Wer weiß, ob uns nicht auch ein böſer Empfang

bereitet worden wäre, wie den Wormser Königen“, suchte Lisbeth zu trösten. Sie hatte sich die ganze Geschichte der Nibelungen durch Ludwig zu verschaffen gewußt. Aber der Trost war zu schal. Er versing nicht bei einer so mächtigen Sehnsucht, wie sie die alte Frau erfüllte. Er versing selbst nicht bei der, welche ihn gab. Lisbeth stellte sich stets stärker, als sie war. Eine ewige Unruhe verzehrte sie. Ach, wenn sie nur etwas von ihrem Kinde und ihrem Vater gewußt hätte! Dabei sollte ihr auch noch ihr letzter Trost, den sie durch die Nähe Ludwigs gehabt hatte, geraubt werden.

Der Fürst that denselben auf das von ihm neu gegründete Gymnasium zu Weilburg a. d. Lahn, weil seine raschen Fortschritte einen höheren Unterricht verlangten, als den, welchen der fürstliche Hauslehrer erteilte. Von dort aber bezog Ludwig direkt die Universität. Er war nur noch einmal seitdem in seiner Heimat gewesen.

Die beiden Frauen aber harrten und hofften in Geduld, während ihre Herzen brannten, und baueten jahrelang treu ihren Acker mit dem alten Knechte dort am Donnersberg, während ihre Gedanken nach der blauen Donau und der fernen Universitätsstadt wanderten.

Nur solche frommen Frauengemüther vermögen so geduldig auszudauern und ihre Pflichten zu thun, während die Sehnsucht der Liebe sie fast verzehrt.

Aber was hatten die gescheitern Männer seitdem aus den herrlichen Knaben gemacht, welche sie so rücksichtslos von dem Mutterherzen weggerissen hatten?

V.

Der Fürst war nach längeren Jahren wieder in sein Schloß in Bolanden eingekehrt. Es schien mit seinem Leben zu Ende gehen zu wollen. Er war schwach und krank und die Mittel der Ärzte wollten nicht mehr bei ihm verfangen. Aber mit der Schwächung seiner Gesundheit war auch eine innere geistige Veränderung bei ihm eingetreten. Er war durchaus nicht mehr der wütige Aufklärer von früher. Die französische Revolution, welche damals ihre ersten beunruhigenden Anfänge zeigte, hatte ihn, wie man in der Pfalz sagt, etwas „kopfscheu“ gemacht. Unter den Ursachen derselben war doch auch die nicht zu verkennen, daß man dem französischen Volke den Glauben genommen hatte. Und hatte er selbst nicht auch sein lebenslang dazu beigetragen, dem wahren Christentume in seiner Herrschaft die Wurzeln abzuschneiden?

Selbst in seiner Lieblingsanstalt, auf welche er sich am meisten zu gute that, in dem von ihm gegründeten Gymnasium zu Weilburg hatte er einen tüchtigen Schulmann, der derselben vorstand, bloß allein deswegen entfernt, weil er ein Anhänger Speners war und an seinem Glauben festhielt und einen echten Aufklärer namens Ostertag dafür hingesezt.

Aber es waren nicht bloß die Zweifel und Gedanken, ob er mit seinen früheren Handlungen recht oder unrecht gethan habe, welche jetzt über ihn kamen, sondern es wirkte auch die tiefe religiöse Anschauung seiner edlen Gattin auf ihn, so daß er oft harte Stunden heißer Reue erlebte.

Eine solche schwere Stunde bereitete ihm auch Lisbeth.

In der Erziehung ihres Sohnes Ludwig hatte der Fürst nämlich durchaus kein Kunststück geliefert und als

sie mißlang, zu guterlezt noch die Hand von dem jungen Menschen abgezogen.

Die Geschichte war kurz so.

Sowohl die Aufklärerei des Fürsten, die demselben zur zweiten Natur geworden war, als auch die Freigeisterei des neuen Schuldirektors im Gymnasium wirkten auf das reiche Gemüt und den unbefangenen Sinn des talentvollen Knaben wahrhaft verheerend ein, so daß derselbe fast trübsinnig wurde und allen inneren Halt verlor.

Statt des früheren Glaubenslebens bot man ihm einseitiges Wissen. Das Wissen aber blähte den heranwachsenden Jüngling auf und machte ihn eitel und hoffärtig.

Er war unstreitig der weitaus beste Schüler der Anstalt. So fehlte es ihm nicht an Lob und Beifall. Der Fürst zeichnete ihn wahrhaft aus. Von den Prinzen wurde er wie ein Wunder angestaunt. Auch die Stadt stimmte reichlich bei, zumal da Ludwig ein außerordentlich schöner und stattlicher junger Mann wurde, der in allen ritterlichen Künsten, wie Reiten, Fechten, Schwimmen, Tanzen, ein wahrer Meister war. Man weis sagte demselben eine große Zukunft und eine bedeutsame Laufbahn.

Doch sollte schon die Universitätszeit den ausgestreuten Unkrautsamen wachsen und reifen lassen.

Ludwig war so sehr an den Beifall gewöhnt, daß er denselben gar nicht mehr entbehren konnte. Da nun in damaliger Zeit Gelehrsamkeit unter der Studentenschaft weniger in Ansehen stand, als körperliche Vorzüge und äußere Gewandtheit, so suchte er durch sein Reiten und Fechten und durch seine tollen Streiche und sein glänzendes Auftreten die Blicke aller auf sich zu ziehen, was ihm auch nur zu gut gelang.

Aber das flotte Studentenleben, das der junge Mensch führte, kostete Geld, viel Geld, jedenfalls viel mehr, als

der Fürst ihm zu seinem Studium ausgesetzt hatte. Er mußte deswegen Schulden machen und zuletzt wegen seiner Schulden flüchten, worauf er sich von Heidelberg, wo er gewesen war, nach Wien begab, um dort seine Verschwendung von neuem zu beginnen.

In der Kaiserstadt kamen aber noch andere dumme Streiche hinzu.

Damals war es vielfach in Wien Sitte und ist es jetzt noch, jeden feineren Herrn als Baron zu titulieren oder wenigstens als „Herr von“ anzureden. Und so hieß Ludwig von vornherein Herr von Bechtold und später gar Baron Bechtold.

Ludwig ließ sich das nicht blos in seiner Eitelkeit gerne gefallen, sondern nannte sich selbst später Baron und fügte dem Namen Bechtold noch den Namen Morgenstern hinzu, so daß er sich als Baron Ludwig Bechtold von Morgenstern unterschrieb und überall zur Beglaubigung dieses Vorgebens seine nahen Beziehungen zu dem fürstlich nassauischen Hause durchblicken machte.

So kam er in immer höhere Zirkel hinein, wo er sich durch seine geistige Bedeutung und seine feinen Manieren, die er ja an einem Fürstenhofe gelernt hatte, sehr gut zu behaupten wußte.

Wenn er nur das nötige Geld gehabt hätte, so hätte es keinen glänzenderen Baron gegeben, als den Baron Morgenstern, aber gerade, als sein Name bereits auf allen Lippen war, hörte die fürstliche Geldquelle auf zu fließen. Der Fürst war es müde geworden, seinen teuren Pflegeohn noch weiter zu unterhalten.

Und so wurde der verblendete junge Mann gerade in einer Zeit, wo ihm mahrender Ernst und eine liebevolle Führung am notwendigsten gewesen wäre, unbarmherzig in das Glend oder vielleicht gar in das Verbrechen hinausgestoßen.

Lisbeth, die schon Jahre lang nichts mehr von Ludwig gehört hatte, erforschte diese Dinge von einem fürstlichen Kammerdiener, den sie schon früher näher hatte kennen lernen und der jetzt mit der Herrschaft wieder nach Volanden gekommen war.

Blötzlich stand sie wie eine Rachegöttin vor dem Lager des kranken Fürsten. Niemand hatte die Mutter, welche ihr Kind suchte, zurückzuhalten gewagt, obschon sonst jeglicher Besuch von dem fürstlichen Krankenbett ferngehalten wurde.

„Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Ludwig, Herr Fürst? Von Euch fordere ich ihn. Ihr habt mir ihn genommen.“

„Um Gotteswillen, wollen Sie denn meinen Mann töten?“ flehete die Fürstin. „Sehen Sie denn nicht, wie krank er ist? Haben Sie doch Mitleid mit ihm, Frau Bechtold!“

„Hat er denn Mitleid mit mir gehabt? Ist er nicht schuld an meinem ganzen Unglück?“ sagte die Bauersfrau voll finstern Grolles. „Hätte er den Kindern in Albisheim das Vaterunser, die zehn Gebote und den christlichen Glauben gegönnt, dann wäre mein braver, guter Mann nicht gestorben, dann wäre mein Vater kein Flüchtling und meine ganze Familie noch beisammen.“

„O Gott, o Gott, meine Kinder!“ schrie die Frau auf, in Erinnerung an ihr früheres Glück.

Sie schluchzte laut.

Der Fürst lag auf seinem Bette arm und bleich wie ein Gerichteter. Die Worte der Frau fielen gleich Keulen- schlägen auf sein Herz. In diesem unheilvollen Lichte des Verderbens war ihm sein alberner Eifer noch nicht dargestellt worden.

Er litt ganz furchtbar. Aber war denn niemand da, welcher eine Stimme für ihn erhob?

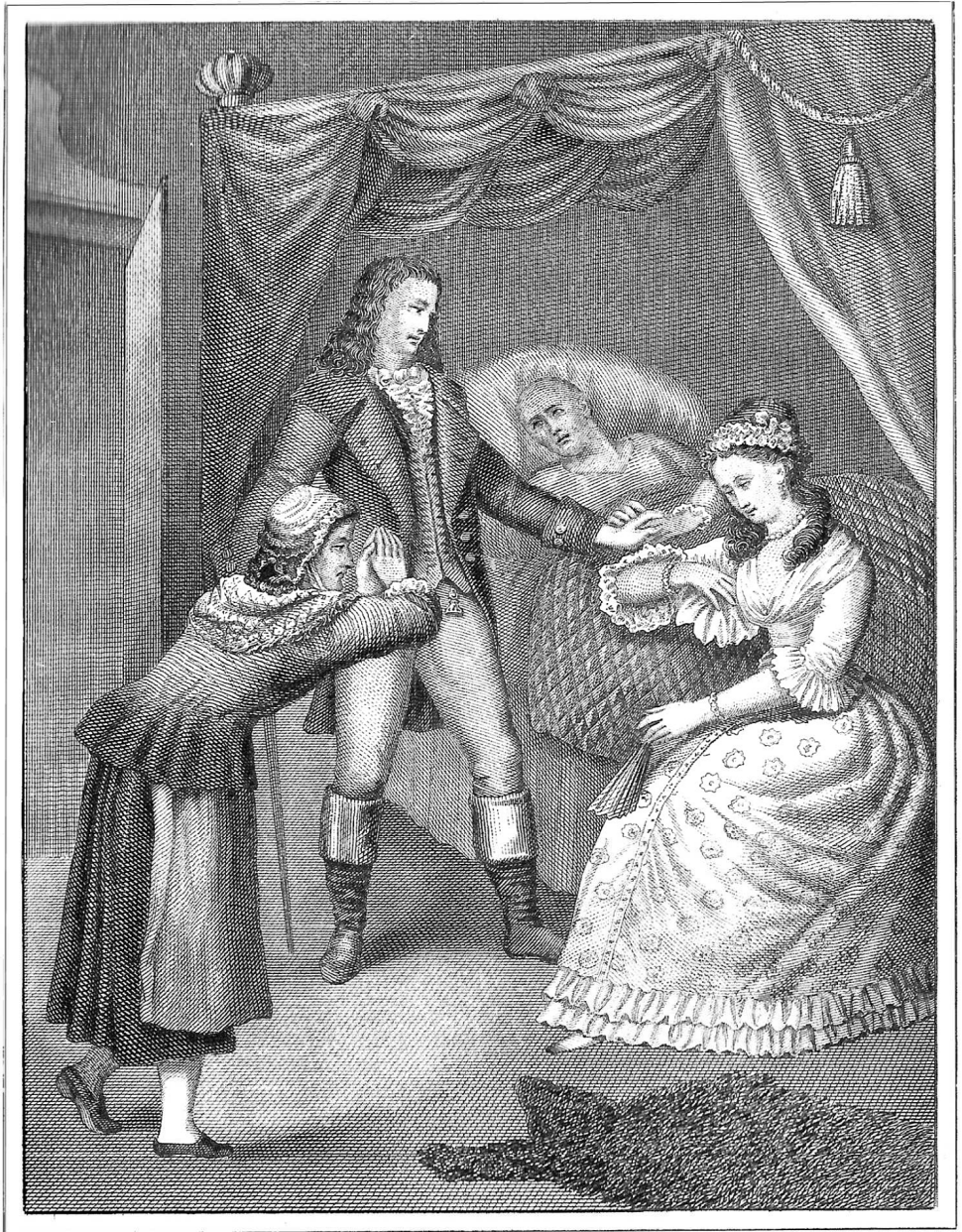
Siehe da stand seine hohe Gattin neben ihm und fuhr ihm mit sanfter Hand durch das feuchte Haar. „Frau Bechtold“, sagte sie, „ich will es Ihrem gerechten Schmerze verzeihen, allein Sie gehen mit meinem Manne allzuscharf in das Gericht. Er mag geirrt haben, aber wer ist frei von Irrtum? Auch ich bin schuld an dem Irrtum mit Ihrem Sohne. Aber wir haben es beide gut gemeint. Und so sind alle Fehler meines Mannes nur aus dem Drange eines wohlwollenden, menschenfreundlichen Herzens hervorgegangen.“

Der Fürst drückte dankbar mit seiner fiebernden Hand die Hände seiner treuen Gattin, der die Thränen in die Augen traten. Jetzt stellte sich auch der Erbprinz Friedrich an das Bett seines Vaters.

„Frau Bechtold“, sagte er, „ich bin der Freund Ihres Sohnes gewesen und bin es noch. Aber die Summen, welche Ihr Sohn verbraucht hat, ohne etwas zu studieren, gingen über die Kräfte unseres Einkommens hinaus. Wir haben ihn, weiß Gott im Himmel, nicht leichtsinnig fallen lassen. Und auch, als wir ihm kein Geld mehr sandten, haben wir ihn doch nicht aus den Augen verloren.“

„Ach Gott, Sie wissen etwas“, rief Lisbeth in ängstlicher Hast. „O verheimlichen Sie mir nichts. Was ist — was ist geschehen?“

„Es steht allerdings nicht gut mit ihm. Sie sollen alles wissen, Frau Bechtold, was auch wir wissen. Sie hätten es vielleicht schon früher erfahren müssen. Als Mutter haben Sie das erste Recht dazu. Also ich habe einen sicheren Mann in Wien, welcher mir über ihn berichtet. Derselbe hat mir nun gerade heute geschrieben, daß Ludwig ein Duell mit einem sehr vornehmen, jungen Mann gehabt habe und flüchtig gegangen sei. Wohin er sich gewandt habe, würde er im nächsten Briefe mittheilen.



Aber sehen Sie, liebe Frau, ich werde nicht auf den Brief warten. Ich werde selbst gehen und ihn zu retten suchen und ihn wieder in Ihre Arme führen. Ich kann meinen armen, kranken Vater und auch Sie nicht so leiden sehen."

Der Fürst drückte wie seiner Mutter auch seinem Sohne die Hand und fragte Lisbeth mit mattem Lächeln auf den bleichen Lippen: „Würden Sie mir dann verzeihen, Sie böse Schuldnerin?“

Mit heißen Thränen antwortete die Bauersfrau: „So soll mir Gott verzeihen, wie ich Euch verzeihe, Herr Fürst. Ihr und Eure Frau und hier der junge Prinz, der so viel thun will, sind ja lauter Güte und Gnade. Ich aber bin recht schlecht und zornig gewesen in meinen Reden und habe gesagt, was mir nicht zukam. Ihr müßet es meiner Angst zu gut halten, Herr Fürst und ein „Einfehens“ haben. Ich bin ganz außer mir gewesen.“

Auf dem Heimwege nach Albisheim beschloß Lisbeth auch nach Wien und vielleicht nach Ungarn zu gehen. Ihr Herz vermochte nicht still zu warten auf die Rückkunft des Prinzen.

VI.

Vor dem bereits müden Wanderer dehnte sich endlos die ungarische Puszta.

Der Wanderer war ein hochgewachsener, schlanker, junger Mann in einer für die damaligen Begriffe modisch eleganten Kleidung. Aber diese Kleidung paßte überallhin, nur nicht in den Sonnenbrand und den Staub jener schattenlosen Steppe.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts blüheten ja noch die Zöpfe, die Kniehosen und Schnallenschuhe, die stattlichen Westen und die langen bunten Röcke, die hohen Stöcke und Jabothhüte. Und ähnlich war auch unser Mann bekleidet. Nur erschienen seine weißen Strümpfe, seine Busentkrause, seine Sammethosen und auch schon Rock und Hut von der Reise sehr mitgenommen.

Jedenfalls hätte der junge Herr seine Kleider beim Fahren oder Reiten mehr geschonet, als bei einer Fußwanderung. Aber dazu mangelte ihm wohl das Geld. Er hatte schon längere Monate eine fühlbare Ebbe in seiner Kasse. Und sich noch Geld vor der Reise zu verschaffen, hatte ihm die nötige Zeit gefehlt. Denn die Wiener Häscher waren ihm stark auf den Fersen gewesen.

Wir ahnen ja schon, daß es der Studiosus der Rechtsgelehrtheit Ludwig Bechtold war, oder, wie er sich neuerdings genannt hatte, der Baron Ludwig Bechtold von Morgenstern.

Nur die ungarische Pußta war ganz dazu angethan, ihm gehörig den Baron auszuklopfen. In seinem Äußeren wenigstens hätte schon nach wenigen Wochen kein Mensch mehr einen Baron vermutet.

„In der berüchtigten Wüste Sahara kann es nicht schlimmer sein als hier“, sagte tief aufseufzend Ludwig und pudzte den Schweiß von seinem hochgeröteten Gesicht. „Ach nur ein einziges Lüftchen zur Abkühlung! Man kommt ja um.“

Wenn ihm aber anfangs die Hitze beschwerlich fiel, so machte bald die ihn umgebende tiefschweigende Einsamkeit und das schreckliche Einerlei seines Weges ihm noch mehr zu schaffen, als die verschmachtende Sonnenglut.

„Das ist um wahnsinnig zu werden“, schrie er auf, „keinen Laut zu hören, der nach irgend einem Leben klingt,

keinen Strauch, keinen Baum zu sehen, der dem Auge als Ruhepunkt dienen könnte. Nichts, nichts als diese ewige verbrannte Steppe unter den Füßen und das unendliche blaugraue Himmelsgewölbe über dem Haupte.“

Eine seltsame Aufregung bemächtigte sich Ludwigs. Er wollte um jeden Preis Menschen sehen, Leben beobachten. Er lief — er schrie. Aber er erschrak vor seiner eigenen Stimme und seine Beine versagten ihm den Dienst. Sein Kopf wirbelte. Seinen blutunterlaufenen Augen erschien die Sonne und die Steppe blutig. Die heiß zitternde Luft, der er nirgends entfliehen konnte, ward ihm zur Hölle. Seine Schläfe klopfen. Sein Athem keuchte. Die ganze verzweifelte Angst, die jene gewaltige Natureinsamkeit auf den, der nicht daran gewöhnt ist, auszuüben vermag, kam über den aufgeregten Jüngling.

Er glaubte nicht mehr weiter gehen zu können. Er sank halb ohnmächtig zu Boden.

Sollte sein letztes Stündlein nahen? Oben in den Lüften schwebte ein Nasgeier. „Bist du schon da, mein Totengräber?“ fragte er, fast wahnwitzig lachend.

Dann aber kamen Thränen in seine Augen. „O du, mein armes Mütterlein!“ ging es leise über seine Lippen. „Wie hast du mich so sehr geliebt — und ich — und ich? O mein Gott! Gibt es denn einen Gott? einen Richter, einen Vergelter?“

Er war aufgesprungen. Die Gewissensangst hatte sich zu seiner anderen Angst gesellt.

„Meine Studienzzeit vergeudet — des Fürsten Geld verschwendet um armseliger Triumphe willen — vielleicht noch eine Blutschuld auf dem Gewissen“ — rief er.

Er hatte seinen Gegner im Duell schwer verwundet.

„Kain, wo ist dein Bruder Abel? — Beginnt schon der Fluch: Unstätt und flüchtig sollst du sein auf Erden?“

Er wanderte eine Weile weiter mit heißem Kopfe und stumpfem Sinne. Die innere Hölle ließ ihn die äußere Hölle vergessen. Die reinen Gestalten seiner Kindheit und die Ideale seiner Jünglingszeit stellten sich in unendlicher Klarheit und Einzelheit in seinen Gedanken neben das wüste, fast verbrecherische Leben, das er in den letzten Jahren geführt hatte.

Ein leichter Schwindelanfall ließ ihn wieder zum Bewußtsein seiner Lage kommen. War das der Tod, welcher ihn erfaßte?

Er zitterte, daß ihm die Zähne wie im Fieberfrost zusammenschlugen.

Wie kann uns der Tod doch in verschiedenen Herzensverfassungen treffen! Neulich hatte Ludwig bei dem Duell so ruhig dem Tode entgegengesehen, der ihn aus dem Pistolenlauf seines Gegners anstarrte, daß nicht einmal seine Stimme bebte oder sein Puls stärker ging. Und jetzt schien er der größte Feigling zu sein, der vor einem Schatten erschrak.

Damals war er auch noch berauscht von der tollen Üppigkeit jener Gesellschaftskreise, in welchen er sich zur Zeit herumtrieb und von den leichtfertigen Grundsätzen beherrscht, die dort an der Tagesordnung waren. Dabei glaubte er in vollem Rechte zu sein, den jungen Grafen — niederzuschießen, indem derselbe ihn vor aller Welt des falschen Spieles beschuldigt hatte.

Die Tage der Flucht hatten ihn aber schon etwas nüchtern gemacht. Und hier in der Einsamkeit der Pusta sprach die gewaltige Stimme des von ihm halb verleugneten Gottes in eindringlichster Weise zu ihm. Er wußte, er fühlte, daß es einen Gott gab, einen Gott, in dessen Händen er war, einen Gott der Gerechtigkeit.

Mit der erwachenden Gotteserkenntnis aber fiel es wie

Schuppen von seinen verblendeten Augen. Er sah sich in seiner wahrhaften, elenden Gestalt. Er schämte sich seines durch und durch unwahren Wesens. Die Eindrücke seiner Kindheit erwachten. „Mutter, Mutter und Gott“, murmelten seine bebenden Lippen.

Wenn der junge Graf ihn einen „falschen Spieler“ genannt hatte, hatte derselbe nicht im Grunde die Wahrheit gesagt, wenn Ludwig auch allerdings im Kartenspiel, wie es der Graf meinte, nicht betrogen hatte? Er war ein falscher Spieler, weil er die Rolle eines Barons gespielt hatte, welche ihm nicht zukam. Er war auch deswegen ein falscher Spieler, weil er seine Gewandtheit und Überlegenheit im Spiel benutzte, um solche unreife Hühnchen wie den Grafen zu rupfen und um sich auf diese Weise aus der Geldberlegenheit zu helfen.

Dafür hatte er nun dem jungen Grafen eine Kugel durch den Leib gejagt, so daß man denselben wie tot von dem Kampfschauplatz trug.

Das vergossene Bruderblut schreit aber nicht umsonst zum Himmel empor. Es übt eine furchtbare Gewalt über die Gewissen.

Und so sehen wir den elenden Prahlhans, dem der Unglaube den sittlichen Gehalt geraubt und den der Hochmut auf die Bahn des Verbrechens geführt hatte, unter der Wucht des Sonnenbrandes einer ungarischen Puszta und unter dem Schrecken der schweigenden Leere einer unendlichen Steppe zusammensinken und in Todesangst und Gewissensangst sich krümmen wie ein Wurm.

Der Tod war ihm wirklich nahe genug. Die schreckliche Glut, die ihn umgab, im Verein mit der inneren Aufregung, konnten ihm jeden Augenblick einen Hitzschlag zuziehen.

In diesem Augenblick der höchsten Spannung brachte

ihm das Wort Mutter, das wieder unwillkürlich über seine Lippen kam, Gedanken milderer Art. Er hörte ihre sanfte liebliche Stimme wie im Traume singen:

„Wann ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wann ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür!
Wann mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein!

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod
Und laß mich sehen dein Bilde
In deiner Todesnot;
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Fest an mein Herz dich drücken!
Wer so stirbt, der stirbt wohl.“

„O Jesu, Sohn Gottes“, schrie der Geängstete plötzlich auf. „Ich habe nicht mehr an dich geglaubt. O hilf mir, o rette mich! Ich will wieder an dich glauben.“

Siehe, da war es, als wenn plötzlich die öde Heide verschwunden wäre und sich die weite Fläche in ein perlblaues wogendes Meer verwandelt hätte und hinter den bewegten Wellen erschienen herrliche Terrassen mit hochragenden weißen Säulen, beschattet vom mächtigem, dunkeltem Waldgebirge.

Ludwig starrte voll heiliger Schauer in das zauberhafte Landschaftsgemälde hinein. War es ein Wunder, was sich infolge seines Gebetes vor seinen Augen vollzog, oder war er bereits gestorben und öffnete sich ihm der Himmel?

Doch mochte es sein, was es wollte, den halb Berschwachteten rissen die plätschernden, kühlenden Wasser un-

widerstehlich vorwärts. Allein als er vorwärts eilte, zog sich der See immer mehr vor ihm zurück und trieb ihn zu rascherem Laufe an, und als er endlich atemlos stille stand, um neue Kräfte zu sammeln, da war das ganze Bild verschwunden und die einsame Puzta lag wieder so trostlos vor ihm, wie sie vorher vor ihm gelegen hatte.

Was hatte aber die merkwürdige Erscheinung zu bedeuten? Er sann darüber nach. Er konnte diese wunderbaren Gestaltungen nicht so rasch vergessen.

Ha, jetzt hatte er es. Er hatte einmal von einer „Fata Morgana“ gelesen. Ja, es war nichts anderes als eine Luftspiegelung, die mitten im Sonnenbrande nicht bloß in der Wüste, sondern auch dort in der Puzta zu entstehen pflegt und den Reisenden narrt.

Bei ihm hatte sie wenigstens das Gute, daß sie die ermatteten Lebensgeister wieder anregte. Denn als er jetzt wieder aufschaute, merkte er, daß er nicht mehr allein war in der Steppe, sondern daß ein Fuhrwerk auf ihn zugeeilt kam und neuer Mut und neue Lebenslust erfüllte ihn.

Einen eigentlichen Weg giebt es in der Puzta nicht, nur Wagengeleise und Pferdespuren für den Unkundigeren und noch Hunderte von anderen Zeichen und Merkmalen für den Puztenbewohner. Selbst in Nacht und Nebel und unter den schrecklichen Schneestürmen, welche durch die Ebene rasen, weiß er seinen Weg zu machen.

Der Wagen, welcher auf Ludwig zukam, war auch ein echtes Puztenfuhrwerk. Ein leichter leerer Karren, mit vier munteren, behenden Rossen bespannt, flog er in tausendem Galopp daher, während der mit breitem Hute bedeckte Ungar, welcher stehend die Pferde lenkte, fast fortwährend mit denselben sprach und sie in regelmäßigen Pausen die Peitsche fühlen ließ.

Ludwig rief den schwarzhaarigen Magharen, der ihn

neugierig betrachtete, an, aber entweder verstand derselbe ihn nicht oder hatte keine Lust anzuhalten. Rasch wie ein Traum ging sein Fuhrwerk dahin und war bald am blaugrauen Horizonte verschwunden, während den einsamen Wanderer wieder die schweigende Einöde umfing.

Aber jetzt sah Ludwig einen schwarzen Punkt, welcher feststand und dem er mit allem Eifer zustrebte. Als er näher kam, erkannte er zu seiner Freude einen jener eigentümlichen Brunnen, wie sie meistens nur in Ungarn vorzukommen pflegen und wie man sie besonders hin und wieder an den Rußtenwegen zur Erfrischung von Menschen und Tieren vorfindet.

Statt durch eine Pumpe oder durch eine Rolle wird das Wasser dort mittelst eines langen Balkens aus der Tiefe geholt. Die Einrichtung ist ungemein einfach. Auf einem kurzen Pflock ist ein langer beweglicher Querbalken angebracht, dessen sehr verdickter schwerer Teil auf der Erde ruhet, während der viel längere, dünnere Teil ziemlich hoch in die Luft ragt. An der Spitze dieses dünnen Theiles, der sich über dem Brunnenloch befindet, hängt ein Seil und an diesem ein Eimer.

Wer nun Wasser schöpfen will, zieht an dem Seil das dünne Teil des Balkens bis an des Brunnens Rand herunter, worauf dann der dickere schwerere Teil in die Höhe geht, aber hierauf beim Herausziehen des Wassers nicht unwesentliche Dienste leistet.

An dem Brunnen fand Ludwig wieder einen Fuhrmann, welcher aber still hielt, um seine Pferde zu tränken und ausschmaufen zu lassen. Es war ein Walache, welcher Wolle, Pottasche und rohe Häute nach Pest gefahren hatte und nun nach seinem Lande heimkehrte. Ein weißes, langes Hemd hing über seine breiten Schultern bis an seine schwerfälligen Stiefeln herunter und ließ kaum seine groben

Tuchhosen hervortreten, wurde jedoch an den Hüften durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten, während ein breitkrämpiger Hut sein von langen, schwarzen Haaren eingefasstes, melancholisches, tiefbraunes Gesicht beschattete.

Von jeher sind die ungarischen Ebenen ein Tummelplatz für die sonderbarsten Gestalten und das bunteste Völkergemisch gewesen. Dazu gehören auch neben den Magyaren, den Petschnegen, Rumänen und Jazzygen, den Deutschen, den Slowaken, den Ruthenen, Bulgaren, Serben, Kroaten, Armeniern, Zigeunern auch die Walachen oder Rumänen.

Für Ludwig war es von Wichtigkeit, daß der Fuhrmann ein Rumäne war, weil die rumänische Sprache an das Lateinische etwas anklingt und Ludwig sich dadurch mit seinem Latein und seinem bißchen Ungarisch einigermaßen verständlich machen konnte, während dieses mit einem anderen aus dem Völkergemisch seine Schwierigkeit gehabt hätte.

Mit Erlaubnis des Fuhrmanns kletterte er, nachdem er sich durch einen Trunk Wassers erfrischt hatte, auf dessen hohen und kurzen Wagen. Und nun ging es im Trabe, während die Glocken am Halse der Pferde (eine Eigentümlichkeit der walachischen Fuhrwerke) harmonisch zusammen läuteten, in die weite Ebene der fernen „Csarda“ (der Fußstschente) zu, wo ein Nachtschmaus und ein Nachtlager winkten.

Dem Walachen war es augenscheinlich nicht unlieb, einen Gefellen zu haben. Ihm war nicht ganz geheuer, wenn er an die einsame Csarda dachte, wegen der vielen abenteuerlichen Gestalten, die dort verkehrten und wegen seines ziemlich gefüllten Geldsacks. Ludwig dagegen, welcher nichts zu verlieren hatte, fühlte sich über ihm etwa drohende Gefahren völlig beruhigt. Dagegen genoß er jetzt, da er

in Menschengesellschaft war, erst mit Ruhe die an sich erhabene Natur der Steppe. Sie war noch dieselbe, aber sie erschien ihm nicht mehr in peinlicher Gestalt, sondern als ein Bild des tiefsten Friedens.

Die Sonne war am Niedergehen. Die wunderbarsten Färbungen zeigten sich am Himmel und malten ihren rötlichen Widerschein auf die weite Steppe, während wie kurze Blicke die letzten Strahlen über die Fläche hinzuckten. Dann war die Tageskönigin hinab, aber eine rotleuchtende Kugel erschien noch einmal am dunkelnden Horizonte, um allmählich zu verschwinden und dem Schatten der Dämmerung Platz zu machen.

Jetzt nach der vergangenen Tageshize zeigte sich auch mehr Leben. Die Heidelerche sang ihr Lied. Zahllose Trappen und Kraniche reckten neugierig ihre Hälse, während ein Reiher rauschend aus dem Schilf fuhr. Hin und wieder sah man auch Schafhirten bei ihren Herden. Mit ihren breiten Hüten und ihren Schafspelzen sich in der Ebene scharf abzeichnend, standen sie wie dunkle, ferne Standbilder, von dem Lichte des leuchtenden Horizontes übergossen.

Ludwig aber saß in tiefen Gedanken. Nach der wilden Aufregung war eine gewisse Stille über sein Wesen gekommen. Doch die einmal angeregte Reue senkte sich wühlend immer tiefer in seine Brust. Ein unendliches Heimweh ergriff ihn nach seiner Jugend, nach seinem Bruder, nach seiner Mutter — nach seinem Gott.

Von dem Fuhrmann ungesehen, rannen heiße Thränen über seine Wangen, während der Abendwind durch die Gräser der ungarischen Heide fuhr und das Glockengeläute der walachischen Pferde in die Ferne trug.

VII.

Die Dämmerung begann schon fast der Nacht zu weichen, als unsere Reisenden das moosbedeckte, halbzerfallene Strohdach der Gsarda entdeckten, auf dessen Schornstein ein Storchnest thronte, in welchem auf einem Beine stehend der Storch wie in tiefem Nachdenken versunken die weite Ebene überblickte.

Das Haus der einsamen Steppenschente war dürftig aus Lehm aufgebaut und ziemlich eng, aber ein schuppenartiges, offenes Gebäude, das aus nichts als Dach und Holzsäulen und einer Wetterwand bestand, überdeckte einen sehr weiten Raum. In ihm hatten eine ganze Anzahl Wagen und Pferde, ja vielleicht eine ganze Viehherde samt den Hirten Platz. Neben dem Schuppen aber ragte die unvermeidliche Brunnenstange und einige mächtige Eichen und mehrere Obstbäume.

Die beiden Gäste wurden von dem Schankwirt mit verdrießlichem Gesichte aufgenommen. Er war eben mit einem Knechte höchst eifrig beschäftigt, den Schuppen zu reinigen und zu ebnen, während man in der Küche bei dem hellodernden Feuer von Kuhmist und Stroh (das Brandmaterial der Steppe) die erhitzte Wirtin mit ihren Töchtern und Mägden hellauf wirtschaften sah, um zu sieden und zu braten und Speisen und Getränke zurechtzustellen.

Der Walache machte mit ängstlichem Gesichte Ludwig deutlich, daß diese Nacht wahrscheinlich eine jener festlichen Zusammenkünfte in der Gsarda gefeiert würde, welche sich die wilden Bußensöhne, die verschiedenen Hirten und etwaige Räuber öfters in solchen einsam gelegenen Schenken erlauben.

Am meisten anstößig war dem Wirte die Erscheinung Ludwigs, da er durch dessen vornehme Kleidung und Haltung zu der Vermutung kam, er habe es mit einem

Regierungsbeamten zu thun, der recht unbequem werden könnte.

Die Erzählung des Walachen beruhigte ihn wohl einigermaßen über den stattlichen jungen Mann. Allein ganz zufrieden wurde er erst, als der Walache erklärte, sie wollten die Nacht in seinem Wagen schlafen, um keine Störung zu machen und beabsichtigten sofort zur Ruhe zu gehen, wenn der Wirt ihnen nur Speise und Trank geben und die Pferde in seine Obhut nehmen wollte.

Selten hat wohl der Wirt schneller seine Gäste bedient, als damals, da er die beiden den Blicken der neuen Ankömmlinge entziehen wollte.

Sie hatten übrigens auch kaum nach einem tüchtigen Mahle in „Gulasch“, dem mit Paprika (rotem, spanischem Pfeffer) reichlich gewürzten Nationalgericht der Ungarn aus Ochsenfleisch- und Schweinefleischwürfeln, und dem Genuße einer Flasche feurigen Ungarweines ihr dürftiges Strohlager auf dem Wagen aufgesucht, nachdem Ludwig die feineren Kabinettstücke seiner Kleidung in Sicherheit gebracht und sich dafür in eine Pferddecke gehüllt hatte, als donnernde Hufe auf der Steppe die Ankunft der anderen Gäste verkündigten.

Die Ungarn oder Magyaren sind ihrem Ursprunge nach ein Steppenvolk. Unter ihrem Könige Arpad sind sie gleich den Hunnen aus der Tiefe Asiens aus jener unermesslichen Ebene, die erst das Altaigebirge begrenzt, hervorgegangen und im neunten Jahrhundert nach Europa gekommen.

Ihrem Wesen und ihrer Art nach glichen sie so sehr den Hunnen, daß man sie anfangs ebenfalls für Hunnen hielt, mit deren Resten sie sich auch wohl verschmolzen haben mögen. Sie waren wie diese wilde, kriegerische Nomaden, welche in ungeheuren Reitereschwärmen über die

Länder herfielen und dieselben plünderten und brandschatzten.

Ein ganzes Jahrhundert und länger sind sie denn auch eine Geißel für Europa gewesen und haben von Ungarn aus, wo sie sich niedergelassen hatten, ihre Raubzüge nach Süd- und Mitteldeutschland, nach Frankreich und Italien unternommen, und mordend und sengend blühende Landschaften in Wüsten verwandelt.

Die schwerfälligen, bedächtigen Deutschen mußten sich erst an die Kampfesart jener leicht beweglichen Reitermassen gewöhnen, welche in wilden Haufen auf den Feind heranstürmten, um sich sofort wieder in einzelne Gruppen aufzulösen, aber sich ebenso schnell wieder zu sammeln, wenn sie über die zerstreuten Verfolger herzufallen gedachten, die nun verloren waren. Allein, als die Deutschen einmal genügende Erfahrungen gesammelt hatten, sank die Macht dieses Volkes unter ihren furchtbar blutigen Schwertstreichen in der Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg durch Otto den Großen, so daß die gefürchteten Räuberscharen auf immer das Wiederkommen vergaßen.

Was nun jene halbwilden Stämme an Kultur und Gesittung später erlangten, haben sie vorzugsweise den Deutschen zu verdanken, welche feurige Kohlen auf ihr Haupt sammelten und in ihrer edlen Weise durch Wohlthaten ihren schändlichen Raub und Mord vergalteten.

Wenn indessen jenes Völkchen sich heutzutage noch so prahlend überhebt und undankbar die Deutschen schmächt und verfolgt, so kann nicht geleugnet werden, daß noch heute, bei allen Fortschritten, die es gemacht hat, noch etwas von jenem alten Nomadentum und jener Lust zum Raubwesen wenigstens in den Tiefen der Bevölkerung steckt und daß der Barbar noch heutzutage da und dort hervorblüht.

Wir brauchen uns nur die verschiedenen Hirtengestalten anzusehen, die dort in der einsamen Gyarða aus der Tiefe der Steppe heraus sich ein Stelldichein gaben, um die Wahrheit des Gesagten zu erkennen.

Das waren ganz andere Hirten, als die, welche wir gewohnt sind.

Diese Leute waren keine friedlichen Söldlinge und Mietlinge, wie wir sie kennen, sondern höchst streitbar und staken noch voll und mit ganzer Seele im Hirtenleben. Sie waren mit der Steppe eins geworden und würden sich nirgends in der Welt sonst wohlgeföhlt haben. In ihnen pulsierte noch das Hirtenblut ihrer asiatischen Heimat.

Der Schafpelz war ihr Bett, ihr breitkrämpiger Hut ihre Schutzwehr gegen den Sonnenbrand, ein weites leinenes Hemd, um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten, und kurze, aber weite ausgefranzte Leinenhosen ihre Bekleidung, und Brot und Speck und Speck und Brot ihre ewige Nahrung, und Tabak und Wein ihre Erholung und von Zeit zu Zeit die nächtlichen Gelage in der Gyarða. Aber halbwild wie ihr Leben und wie die sie umgebende Natur war auch ihre Art und ihr Wesen.

Der Schafhirte (juhász) konnte noch als der friedlichste gelten. Er liebt den Dudelsack, auf dem er allerhand Melodien ersinnt, und die ruhige Art seiner weidenden Herde giebt ihm selbst eine gewisse Ruhe. Bei den vielen Millionen von Schafen, die Ungarn hat (der ungarische Graf Esterházy rühmte sich einmal, mehr Schäfer zu haben, als ein wegen seiner großen Schafherden bekannter englischer Lord Schafe), kann man oft genug seine träumende Gestalt erblicken, wie er stundenlang auf seinen Stab gelehnt dasteht und aus seiner Tabakspfeife Dampfswollen in die Lüfte bläst.

Im allgemeinen ist er ein unreinlicher Gefelle mit fett-

getränktem Hemde, schmutzigen Händen und ungekämmtem Haare, das kohlschwarz entweder in langen Strähnen oder geflochtenen Zöpfen um seinen Kopf hängt.

Seine Nahrungsmittel trägt ihm ein Esel. Aber seine starken Wolfshunde dienen ihm nicht bloß den Wolf von seiner Herde zu verscheuchen, sondern auch da und dort einen Reisenden um des Raubes willen anzufallen.

Wilder und verwegener sind die Kinderhirten (*gulyás*) und roher und ungeschlachter die Schweinehirten (*kanás*), die aber auch beide als höchst gefährliche Menschen gelten. Die Kinderhirten müssen schon an sich starke, mutige Männer sein, um ihr ebenso mühevoll als gefahrdrohendes Geschäft zu treiben, da ihnen ein steter Kampf obliegt mit den halbverwilderten Kindern und wütigen Stieren, wobei ihr Leben oft genug auf dem Spiele steht. Aber gerade dieses Leben Sommer und Winter hindurch macht sie gewandter, kühner und unternehmender als andere. So sind auch stets aus ihrer Mitte die Räuber-Anführer hervorgegangen, während die zahlreichen mürrischen und höchst reizbaren Schweinehirten sich eher zu gemeinen Räubern eigneten.

Alle diese Hirten, vorzüglich aber die Schweinehirten haben eine seltene Fertigkeit, ein scharfes Handbeil, dessen Stiel mit Blei ausgegossen ist, zu werfen. Sie treffen auf dreißig bis fünfzig Schritte mit einer nie fehlenden Sicherheit ihr Ziel. Dem Schweinehirten ist ein solches Beil die einzige Waffe, womit er seine Herde gegen jegliche Angriffe vor Raubtieren verteidigt, womit er aber auch mitten aus der sich drängenden Herde heraus ein Tier, was er haben will, mit größter Sicherheit niederwirft.

Die kühnsten und ritterlichsten von sämtlichen Hirten sind jedoch die Pferdehirten. Sie bilden die Nachklänge und letzten Erinnerungen an das einstmalige große Reiter-

voll. Wie vormalß in den asiatischen Steppen, leben, essen, trinken, ja man möchte sagen schlafen diese Leute auf den Pferden. An Behendigkeit sind sie nur zu vergleichen mit den Arabern in der Wüste oder den Indianern der Savannen Südamerikas. Kein Pferd ist ihnen zu unbändig, das sie nicht zähmten. Sie springen ohne Sattel und Zaum auf den Rücken des scheuesten Wildlings, während sich derselbe bäumt und schäumt und lassen sich in wind-schnellem, wahnsinnigem Lauf durch die Ebene hintragen, bis das Tier sterbensmatt zusammensinkt.

Die Reitergewandtheit und die todesmutige Kühnheit dieser Pferdehirten haben die ungarischen Husaren so berühmt gemacht.

In der Csarda sammelten sich nach und nach Hirten von allen diesen Arten. Im allgemeinen glichen sich dieselben mit ihren breitrandigen Hüten und gefransten Hosen und mit ihren lang gedrehten Schnurrbärten und ihren schwarzen Haaren. Dagegen vermochte der Landeskundige schon an der Verzierung des blauen Leibchens, das jeder Ungar über dem Hemde trägt, oder an der Art, wie er den Schafpelz oder den weißen Roßemantel auf der Schulter hängen hatte, oder ob er auf einem Esel geritten kam, wie der Schafhirte, oder auf einer schnellfüßigen Mähre, wie der Rinderhirte oder Schweinehirte, oder auf einem edlen Renner, wie der Pferdehirte, die einzelnen zu unterscheiden.

Zugleich mit den Hirten erschienen eine Anzahl höchst verdächtiger Gesellen, welche noch einzelne Uniformstücke trugen und dem Kommando eines martialischen Kerls, der ein paar Reiterpistolen im Gürtel führte, gehorchten. Es schienen Soldatenreste zu sein, vielleicht aus dem letzten Türkenkriege, den Josef II. geführt hatte, welche sich zu einer Räuberschar zusammengethan hatten.

„Közneck“, flüsterte der zitternde Walache Ludwig zu. Beide blieben in ihrem Wagen glücklich unbeachtet, während sie bei dem Fackelschein, der jetzt den weiten Schuppen erhellte, durch die Wagenleitern alles zu überblicken vermochten.

Közneck war der Name des blutigsten und berüchtigsten Räubers seiner Zeit. Aber die Hirten verkehrten ohne Scheu oder Abneigung mit ihm und seinen Leuten. Bei dem tollen Gelage, was jetzt begann, mischten sie sich wie Genossen und Brüder untereinander. Nur wurde Közneck selbst, wo er erschien, wie eine Art Respektsperson ausgezeichnet.

Mitten in dem tosenden Lärm und dem vielfachen „Eljen“ ruf (das ungarische Hoch und Heil) der Schmausenden und Zechenden vernahm man plötzlich die schrillen Töne einer Zigeunermusik. Dieselbe darf auf keinem ungarischen Feste fehlen und war die Musikbande eben in einem Karren angefahren.

Ludwig konnte durch eine Lücke, welche entstand, die zerlumpten, schmutziggelben Gestalten erblicken, die eifrig darauf los musizierten.

Ihre Instrumente waren einfach genug: zwei schmutzige Geigen, eine alte Baßgeige, ein Cymbal (Schlagzither), und eine Klarinette, aber ohne Noten mußten die Leute denselben wunderbare Töne und Melodien zu entlocken.

Diese verkommenen Zigeuner in der einsamen Puszta waren Meister, ja Virtuosen in dem Geigenspiel. Ludwig, welcher ein Freund und ein Kenner der Musik war, horchte mit wahren Entzücken diesen oft wildhinreißenden, dann wieder seltsam klagenden Weisen.

Aber auch die Ungarn wurden erfaßt und begeistert. Immer toller wurde ihr Treiben. Sie begannen jetzt zu tanzen. Der Ungar muß tanzen, wenn er vergnügt ist, wie der Deutsche singen muß, wenn er lustig wird.

Die Mägde und Töchter des Hauses dreheten sich mit den Hirten und Räubern im Kreise herum, während diese jauchzend im Tanze ihre Beile in die Höhe warfen und sie mit großer Geschicklichkeit wieder auffingen oder gar ihre Pistolen in die Luft knallten.

Es war eine Szene so schaurig wild und aufregend, wie Ludwig nie etwas in seinem Leben gesehen hatte, ein wahrer Hexensabbat mitten in der dunkelen, schweigenden Steppe, nur von düster glühenden Fackeln beleuchtet.

Obgleich der an solche Auftritte gewöhnte Walache laut schnarchte, konnte Ludwig, so ermüdet er war, lange den Schlaf nicht finden. Doch wollten sich eben die Gymbaltöne und die dunkeln Gestalten der Tänzer in seinen Träumen mischen, als er durch ein lautes Gespräch in se ner Nähe wieder geweckt wurde.

Die ihn erfassende Neugierde machte ihn rasch völlig wach; denn trotz der ungewissen Beleuchtung des Schuppens, da die Lichter im Nachtwind hin und herflackerten, glaubte er in dem einen der Sprechenden jenen Zigeuner wieder zu erkennen, der am Schlosse zu Bolanden das Geldstück geraubt hatte und durch diesen Raub so entscheidend für sein eigenes Lebensschicksal gewesen war. Der andere war unverkennbar der riesige Räuberhauptmann.

Ludwig verstand ein wenig die ungarische Sprache, aber seine Kenntnisse waren doch nicht derart, daß er die durch den Tumult undeutlich gewordenen Laute der Unterredung sich recht zu erklären mußte. Er verstand nur, daß es sich um ein besonderes Unternehmen handelte und daß von der Beteiligung eines schönen, schlanken, jungen Mannes, auf welchen sie mit Händen und Augen hinwiesen, viel abhinge.

Schon durch die Erscheinung des Zigeuners war Ludwig erregt, aber er wurde es noch mehr, als er dem jungen

Manne selbst seine Aufmerksamkeit zuwandte. Er erinnerte sich nicht, denselben an diesem Abend schon gesehen zu haben. Er konnte erst vor kurzem gekommen sein.

Sicherlich war er auch ein Hirte, wenn auch feiner gekleidet, als die übrigen. Er trug die eng anliegende blaue ungarische Hose mit Schnüren und Tressen besetzt, und über der Schulter hing ihm kühn der reiche verzierte Dolman, so daß er fast das Aussehen eines Kavaliere hatte. Unter den Tänzern spielte er unstreitig die Hauptrolle.

Jetzt hatte „Kéznek“, der Räuberhauptmann, seine breite Hand, die einer Tigertatze gleich, ihm auf die Schulter gelegt und ihn etwas näher herangeführt. Ein Lichtschein fiel auf das Gesicht des jungen Mannes.

Ludwig hätte fast laut aufgeschrien. Um Gotteswillen, war das nicht Franz, sein Zwillingbruder? Ach Gott, nein. Das konnte ja nicht sein. Eine gewisse Ähnlichkeit täuschte ihn. Wie käme Franz unter die Räuber? Er war ja Bauer in Törzsa. Und lag dieses nicht viel zu fern, als daß er jene Csarda aufgesucht hätte?

Aber eine seltsame Unruhe verzehrte Ludwig, wenn er auch den jungen Mann nicht weiter zu sehen bekam und sich fortwährend einredete, daß er jedenfalls sich geirrt habe. Es wäre ja zu schrecklich gewesen.

Erst spät schlief er ein. Er träumte aber von seiner Mutter und hörte sie weinen im Schlaf. Sie erzählte wieder wie in alter Zeit ihm und Franz biblische Geschichten und wiederholte fortwährend unter Thränen eine Stelle aus dem bethlehemitischen Kindermorde: „Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.“

VIII.

Als am nächsten Morgen Ludwig erwachte, spannte der Walache bereits seine Pferde an den Wagen. Die wilden Gäste der Nacht waren verschwunden wie ein unheimlicher Spuk vor dem ersten Sonnenstrahl oder wie ein wüster Traum, den man von den erwachenden Augen wischt.

Die Gsarda lag wieder so einsam, so verlassen, so verwettert und öde wie immer da. Die Steppe deckte das alte majestätische Schweigen und die drückende Unendlichkeit. Nur ging ein frischer, erquickender Hauch über dieselbe; die Heidelerche sang in den Lüften ihr Lied, und die Sonne spiegelte sich in unzähligen Taupfropfen, die an den im Morgenwind spielenden Gräsern hingen.

Nachdem der Walache die geringe Beche berichtigt hatte, wozu auch Ludwig das Seine beisteuerte, fuhr sein Wagen mit den beiden Insassen wieder dem fernen Osten zu. Schnell schwand am Horizonte das Dach der Gsarda. Nur das einsame Fuhrwerk kroch über die Puszta und unterbrach mit seinem Schellengeläute die beengende Einförmigkeit.

Doch sollte heute die Heide nicht so unbelebt bleiben. Die anfängliche Morgenfrische war einer fast unerträglichen Schwüle gewichen. Die Pferde schnaubten ängstlich unter dem Druck der Hitze und schleppten sich mühsam weiter, während der besorgte Walache sich überall nach einem Pusztenbrunnen umschaute.

Jetzt stieg am Horizonte ein kleines, dunkles Wölkchen auf.

„Sehen Sie, wir bekommen ein Gewitter“, suchte er sich in seinem wälschen Sprachgemisch Ludwig verständlich zu machen. „Ich wußte es schon lange.“

Fast zu gleicher Zeit fuhren einzelne Windstöße über die Puszta, die einen langen klagenden Trompetenton hören ließen. Die geängsteten Pferde waren kaum zu halten.

Das Wölkchen war zu einer schwarzblauen Wolkenwand geworden, der wie ein Bogenkamm weißlich geränderte riesenhafte Wolkenballen vorausseilten und unheimliche Schatten über die Ebene zu werfen begannen.

Die Sonne war mit einem weißen Wolfenschleier bedeckt. Fast zugleich erhoben sich einzelne brausende Windwirbel, denen eine bange, brütende Stille folgte.

Aber wie ein heranziehender Feind endlich seine verdeckte Batterie mit einem Kanonenschusse öffnet, so sah man auch jetzt, was die düsteren Wolken wollten. Ein langer gressler Blitz leuchtete über die Ebene, den ein dumpf grollender Donner begleitete.

Dieser Blitz schien das Signal für die Winde zu sein. Denn von allen Seiten brach jetzt ein tosender Sturm los, der mächtige Staubwolken aufjagte, und indem er das Fuhrwerk fast von dem Boden wegfegte, das Weiterfahren verhinderte. Der Walache machte deswegen auf einer fast unmerklichen Erhöhung, wo der Regen besser abströmte, Halt, spannte die Pferde aus und band dieselben rings um den Wagen mit ihren Halstern fest, während er selbst mit seinem Reisegefährten hinter Decken und Wagenleitern Schutz suchte.

In diesem Augenblicke ertönten mitten durch den Sturm Hufschläge, Peitschentnallen, Hundegekläff und der Ruf: „Haira!“ „Haira!“

Eine Kavalkade vornehmer Reiter mit ihren Dienern und Jägern und Hunden flog vorüber, in wilder Jagdleidenschaft ein Häschen verfolgend. Sie war vorübergegangen fast wie eine Erscheinung, die man in ihrer Schnelligkeit kaum fest zu halten vermag. Die in lang hingestrecktem Galopp die Ebene durchjagenden Kofse keuchten, während ihre Mähnen flatterten und die roten Quasten an ihren Zügeln schimmerten.

Aber es ging den wilden Reitern immer noch nicht schnell genug. Sie schlugen mit ihren Peitschen drein. Ihr Dolman flog im Winde und ihre Reiterfedern weheten. Und mitten unter ihnen war eine einzelne junge Dame mit langem weißem Reittleide, die fast toller erschien, als die anderen.

Der ernste Walache sagte kopfschüttelnd: „Es ist ein Frevel wider Gott, in solchem Wetter ein armes Tierchen zu Tode zu hegen.“

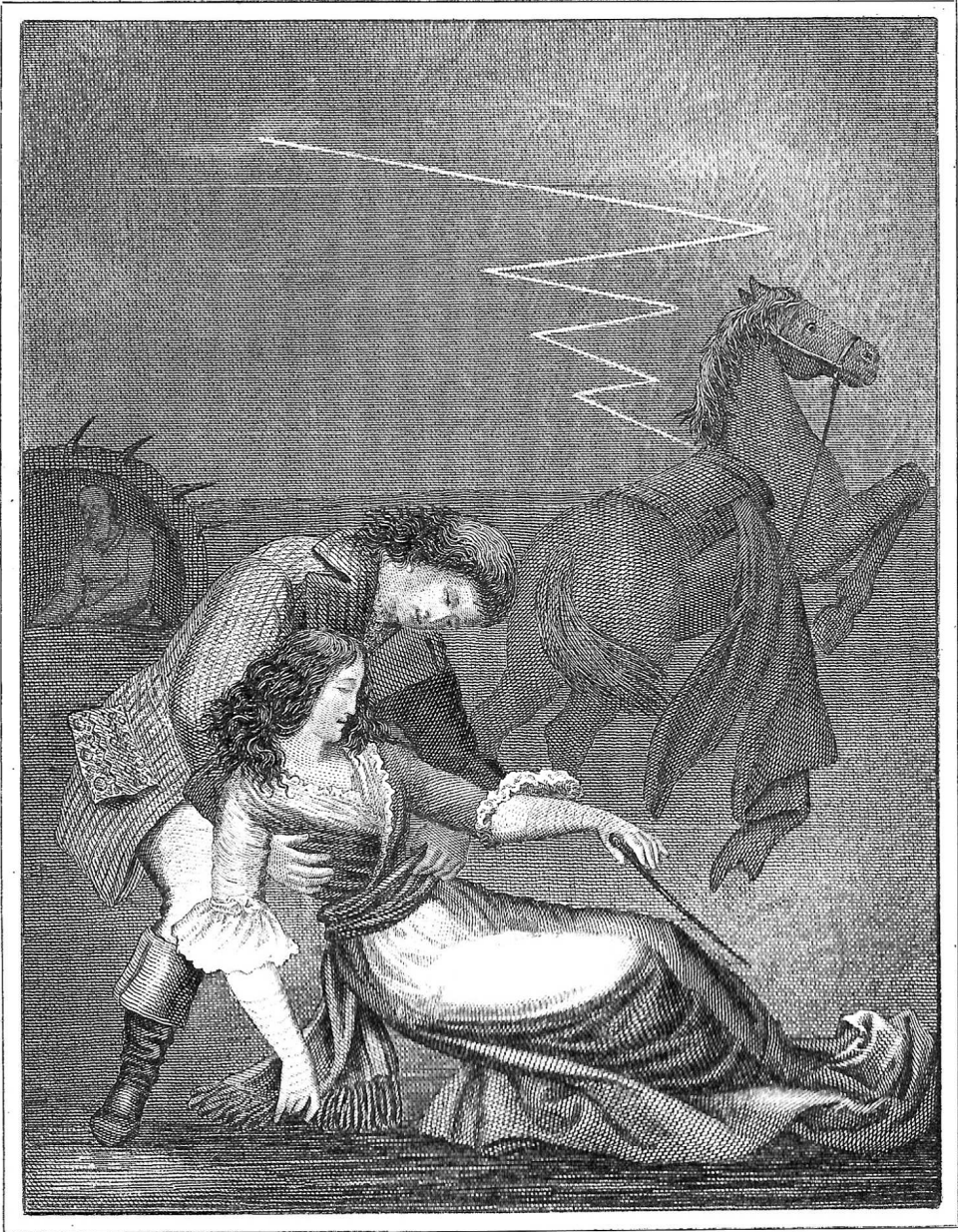
Doch in dem sich immer heftiger entfaltenden Unwetter vergaßen bald die beiden Reisenden die Jägerschar. Sie hatten genug mit sich zu thun, um nur einigermaßen Schutz zu finden.

Die Windsbraut wurde jeden Augenblick stärker. Der Tag wurde zur Nacht. Die schwarzen Wolkenmassen hatten rasch den ganzen Himmel umlagert. Sie hingen so tief, als wären sie mit der Ebene eins geworden.

Aus diesen Wolkenbergen aber kamen ganze Feuerfarben zuckender Blitze, denen ein ununterbrochenes Tosen und Rollen des Donners folgte. Allein diese Blitze und Donner schienen nur die Begleitung zu bilden, für jene fortwährend einschlagenden Blitze, deren blendender Schein die ganze Ebene in Feuer tauchte und unter deren hell krachenden Schlägen die Erde erzitterte und die Luft heulte.

Zugleich mit dem Ausbruch des Gewitters begannen auch die Wolken sich auszuschütten, und zwar in einer Weise, daß der Regen Menschen und Tieren den Atem benahm und in wenig Augenblicken die ausgedörrte Steppe in einen See verwandelt wurde. Fußta und Himmel schienen ein großes von Blitzen durchleuchtetes Meer zu sein.

Als das Wetter vielleicht den höchsten Grad erreicht hatte, ertönte ein menschlicher Hilfeschrei und das laute



Wiehern eines Pferdes ganz in der Nähe des Wagens. Unsere Reisenden sahen mit Schrecken, wie das Pferd der weißgekleideten Dame gerade vor ihnen, vielleicht durch einen einschlagenden Blitz erschreckt, sich bäumte und fast kerzengerade in die Höhe stieg, während die Reiterin ohnmächtig mit ihrem Kleide im Sattel hing.

Sie war verloren, wenn das durchgehende Ross sie durch die Pußta schleifte.

Doch schnell wie einer dieser Blitze war Ludwig zur Stelle, und es gelang ihm noch rechtzeitig, die Niederstinkende, allerdings mit Opfer des halben Kleides, den gefährlichen Banden zu entreißen, während das scheue Tier wie toll weiter durch die Steppe raste.

Das Mädchen wurde weich in die Decken des Wagens gebettet. Dagegen setzten sich die Männer, die der Verunglückten gern ihr geschütztes Lager überließen, selbstlos genug jetzt der ganzen Wucht des furchtbaren Wetters aus.

Zum Glück ließ dasselbe ebenso schnell nach, als es gekommen war. Nach kaum einer Stunde lag die Ebene wieder friedlich im schönsten Sonnenscheine da. Niemand konnte ahnen, daß sie vor so kurzer Zeit noch der Schauplatz der größten Schrecken und Nöten gewesen war.

Jetzt stellten sich auch nach und nach die Jäger ein, welche mit Angst nach der jungen Dame suchten, von der alle glaubten, daß sie verunglückt sei. Den Hasen hatten sie nicht erjagt. Denn derselbe wurde zu seinem großen Vergnügen von dem Walachen bemerkt, wie er, als das Wetter ein wenig nachließ, unter seinem Wagen herauskam, wo er Schutz gefunden hatte, und wie er nun das Weite suchte.

Die Reiter waren junge adelige Herren auf edlen, feurigen Rossen und in der kleidsamen Tracht der vornehmen Ungarn, in reichverzierten Dolmans, engen Hosen

und Kalpak, welche allerdings eben von dem Wetter nicht übel mitgenommen worden waren.

In herrischem Tone fuhren sie den Walachen an, bis Ludwig hinter dem Wagen vortrat, welcher ihnen in Wesen und Kleidung imponierte.

„Wen haben wir denn hier?“ flüsterten einige. Aber der junge Herr von Bizbár sprang von dem Pferde, und Ludwig umarmend und auf beide Wangen küssend, rief er: „Wie kommen Sie denn hier in die einsame Bußta auf einem walachischen Bauernkarren, Freund Morgenstern?“

„Ich bin auf der Flucht“, erwiderte Ludwig, „wegen eines Duells. Sie wissen, Ihren Widersacher, Graf . . .“

„Ist es möglich, haben Sie dem einen Denktettel angehängt?“ fragte hoherregt der junge Adelige. „Da bin ich Ihnen gegenüber noch in weiterer Schuld.“

„Meine Herren“, wandte er sich hierauf an die übrige Gesellschaft. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Freund und Wohlthäter „Baron Bechtold von Morgenstern“ vorstelle. Sie müssen ihn aus meinen Erzählungen kennen.“

„Ah, O ah! Große Ehre! Freut mich sehr!“ klang es aus dem Kreise. Man sprach um des Fremden willen deutsch, was in den höheren Kreisen der Ungarn damals allgemein bekannt war.

„Aber, meine Herren, wir vergessen über jenem freudigen Wiedersehen ganz meine Braut“, sagte der junge Bizbár mit besorgter Miene.

„Haben Sie keine Dame auf durchgehendem Pferde gesehen, Morgenstern?“ fragte er.

„Nicht bloß gesehen“, erwiderte Ludwig, „sondern sogar gerettet. Dort in dem Wagen schläft sie, wie ich eben gesehen habe, sehr ruhig, nachdem sie aus ihrer Ohnmacht erwacht ist.“

Der junge Graf eilte an den Wagen und als er dort

die Totgegläubte in festem gesundem Schlafe sah, stürzten ihm Thränen aus den Augen. Er umarmte Ludwig und rief: „Wenn ich Ihnen das jemals vergesse, was Sie an mir gethan haben, Morgenstern, dann bin ich der größte Schurke der Welt.“

Der junge ungarische Adelige war in diesem Augenblick ganz gewiß von der höchsten Dankbarkeit erfüllt und hatte auch alle Ursache dazu. Er hätte dem, der daran zweifeln wollte, den Hals gebrochen. Und doch sollten keine zwölf Stunden vergehen, ohne daß Ludwig irgend einen schlimmeren Feind gehabt hätte, als ihn.

Man hatte den Wagen des Walachen zum Transport der Verunglückten requiriert, und während sie darin weiter-schlief, ritt man im Gespräche langsam hinterdrein. — Ludwig, dem Bixvár sein eigenes Pferd übergeben hatte, während er das Pferd eines seiner Leute ritt, mitten unter ihnen.

Bixvár erzählte von seinem Aufenthalt in Wien und wie Ludwig, als man dort in etlichen Gesellschaftskreisen seine Sprache und Kleidung verspottete, sich seiner annahm und ihn sowohl in das Studium der Rechtswissenschaft als auch in das dortige Leben einführte.

„Er ist damals schon der gute Engel meines Lebens gewesen“, rief er laut.

„Wissen Sie noch, Baron, wie Sie mich damals aus meiner Geldkalamität herausrissen, da mein Wechsel ausblieb und ich eine Ehrenschild zahlen mußte.“

„O Gott, was fällt mir ein, habe ich Ihnen denn das Geld zurückgegeben?“

„O schweigen Sie doch von der Bagatelle“, erwiderte Ludwig, dem es in seiner Armut ganz gewiß keine Bagatelle war. „Es waren ja nur zweihundert Gulden, welche ich für Sie auslegte. Ich hatte es selbst vergessen. Wenn Sie aber meinen, durch meinen Umgang etwas profitiert

zu haben, so habe ich dafür durch Sie einige Kenntniss der ungarischen Sprache erlangt, welche mir jetzt zu gut kommt.“

„Ihre Großmut“, sagte Bizvár, „mit welcher Sie absichtlich Ihre Verdienste verkleinern, Herr Baron, läßt mir mein Vergehen nur noch in hellerem Lichte erscheinen. Ich glaube, ich kann nur einigermaßen meine alten und neuen Schulden bezahlen, wenn ich Ihnen hier vollständige Sicherheit vor Verfolgungen verspreche. Wien ist weit und mein Vater, welcher Bizgespan in diesem Banate ist, ist einfach allmächtig. Daß Sie meine Gastfreundschaft, so lange Sie wollen, genießen, versteht sich von selbst. Wer einen Bizvár so wie Sie verpflichtet hat, der verfügt über dessen ganzes Vermögen.“

An hohen stolzen Worten hat es einem vollblütigen Magyaren noch niemals gefehlt, übrigens auch nicht an Edelmut, das heißt, wenn nicht seine wilde Leidenschaft und sein unbegrenzter Hochmut mit in das Spiel kamen.

Während auf diese Weise Ludwig und Bizvár höfliche Redensarten untereinander austauschten, hatte Ludwig in seinem Innern einen nicht geringen Kampf zu bestehen.

Er hatte sich fest vorgenommen gehabt, das falsche Spiel aufzugeben und den Baron für ewig dranzugeben. Nun wurde er wieder wie durch ein Verhängnis in die alten Bahnen hineingeworfen und er konnte den Mut nicht finden, zu sagen: „Ich bin kein Baron, sondern nur eines ehrlichen Bauern Sohn und verbitte mir alle Titel, welche mir nicht zukommen“.

Doch das dürfen wir ihm rühmlich nachsagen, daß er innerlich selbst über seine Feigheit zürnte, und daß ihm das Anerbieten Bizvárs, welches ihm eine sichere Zukunft in Aussicht stellte, durchaus nicht verlockend erschien, weil es ihn wieder in unwahre Verhältnisse brachte, und daß er

tausendmal lieber mit seinem walachischen Bauern nach Osten gefahren wäre, um mit seinen Verwandten in Niedrigkeit, aber in Ehrlichkeit zu leben.

Er hatte sein Geständnis mehrmals auf der Zunge, aber er brachte es nicht über die Lippen.

Währenddessen war, ohne daß es Ludwig merkte, die Bukta in angebautes Land übergegangen, einzelne Baumgruppen und Viehherden wurden sichtbar und in der Ferne sah man Häuser und Türme ragen.

Unter der ungarischen Bukta ist ja nicht bloß das weite Heideland der Steppe, sondern die ganze fruchtbare Ebene mit seinen herrlichen Getreidefeldern und mit seinen reichen Dörfern und Städten zu verstehen.

Erst durch das Geschrei der Gänse und das Brüllen und Grunzen der Herden wurde Ludwig aufmerksam, und als er sich umsah, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß er sich mitten in einem Dorfe oder in einer Stadt befand.

Dorf oder Stadt lassen sich dort in der Bukta nicht gut voneinander scheiden. Sie gehen ebenso unmerklich ineinander über wie Weide und angebautes Feld. Denn die Städte unterscheiden sich nur durch größere Herrschaftsgebäude und Kirchen und eine reichere Anzahl von Handwerkern und Geschäftsleuten von den Dörfern.

Die auffallend breiten Straßen sind in beiden ungepflastert und nach solchen Regnen, wie der eben geschilderte Gewitterregen, ein einziger bodenloser schwarzer Schlamm, in welchem sich Schweine wälzen und Gänse baden. Die einstöckigen, mit Schilf bedeckten Häuschen, welche nur zwei etwa einen Fuß große Fensterchen haben und samt ihren ebenso einfachen Oekonomiegebäuden in weiten, von Walnußbäumen oder Akazien beschatteten Zwischenräumen auseinanderliegen, sind ebenfalls dieselben.

Wenn also nicht zufällig eine größere Menschenmenge

zusammenwohnte und die Ortschaft den Namen Stadt führte, könnte man dieselbe ebensogut für ein Dorf ansehen.

Überhaupt zeichnen sich die Gebäude der Ungarn nicht durch besondere Baukunst aus.

Nur die Schlösser der unendlich reichen Magnaten sind durch ausländische Baumeister, Bildhauer und Gärtner zu glänzenden Wohnsitzen eingerichtet. Dagegen sind die gewöhnlichen Herrenhäuser einstöckig und mit Schindeln bedeckt. Und es muß schon ein höherer Adel sein, wo das Wohnhaus zweistöckig ist und mancherlei Verzierungen trägt.

Ein Haus ähnlicher Art mit zwei Ecktürmen und weitläufigen Wirtschaftsgebäuden, welche in Hufeisenform rings um das schloßartige Wohngebäude herumlagen, nahm unsere jungen Leute auf.

Ludwig wäre am liebsten, statt mit einzutreten, jetzt noch geflohen. Er sah eine höchst bestürzte Dame aus dem Schlosse hervoreilen, welche weinend ihre Tochter umarmte, und wußte, daß er mit seinem Eintritt in dieses Gebäude neuen Unwahrheiten und Verwickelungen entgegenging. Sein Fuß zögerte, nachdem er sein Pferd den Stallknechten übergeben hatte.

Da klopfte ihm einer seiner neuen Bekannten auf die Schulter: „Gehen Sie mit, Herr Baron?“ fragte er. „Drüben in dem Hofe des Stuhlrichters scheint sich eine famose Szene abzuspielen.“

Ludwig folgte gern. Ihm war jede Verzögerung willkommen.

IX.

Das richterliche Gebäude, welches dem adeligen Schlosse schräg gegenüber lag, war ebenfalls nur einstöckig, jedoch geräumiger als die übrigen Häuser der Stadt, und mit einem weiten, eingemauerten Hofe verbunden, welcher ringsum die Gefängnisse einschloß. Dieser Hof war mit einer Menge neugieriger Zuschauer gefüllt, da dort über das Schicksal zweier Pferdediebe entschieden werden sollte, welche ein reicher, adeliger Herr der Nachbarschaft gebunden und geknebelt vor einer Stunde dem Stuhlrichter überbracht hatte mit dem dringenden Verlangen, dieselben sofort aufhängen zu lassen, da sie ihm sein bestes Pferd aus dem Stalle gestohlen hätten.

Diesem gegenüber stand ein anderer kleiner, dicker Herr mit hochrotem Kopfe, der zugab, daß der Zigeuner, welcher einer der Diebe war, gehenkt werden könne, daß aber der andere geschont werden müsse. Derselbe sei sein „Gsitos“ (sein Pferdehirte). Derselbe wäre unerseßlich. Wer sollte ihm denn die braune Stute einreiten, wenn dieser es nicht thäte?

Selbst wenn er schuldig befunden würde von dem Stuhlrichter, müsse er so lange leben, bis er die Stute eingeritten habe. Hernach könnte dann die Gerechtigkeit ihren Lauf haben und derselbe feinetworken gehenkt werden.

Während die beiden Herren sich noch in den Haaren lagen, begann bereits der Stuhlrichter das Verhör, indem er den Zigeuner, welcher leugnete, auf eine Bank schnüren ließ und ihm, um ihn zum Geständnis zu bringen, fünfzig Stockprügel zu geben befahl.

Unter Schreien gestand der Zigeuner, daß er aus Furcht geholfen habe den Diebstahl auszuführen, da der

Räuber Közneck ihn bedroht hätte, wenn er das Pferd nicht liefere. Doch sagte er, die Hauptsache bei dem Diebstahl hätte sein Gefährte, der Pferdehirte, gethan.

Dieser aber wehrte sich gegen die Beschuldigung mit allen Kräften und behauptete, Közneck und der Zigeuner hätten den Diebstahl allein ausgeführt. Sie hätten ihn überreden wollen, sich zu beteiligen. Er habe sich aber geweigert und sei nur hingegangen, um den Diebstahl zu verhindern. Gerade das hätte ihn verdächtig gemacht und ihn in die Gefangenschaft geraten lassen. Er wisse ganz genau, daß Közneck das Pferd habe, und wenn man ihn losließe, würde er sich verbindlich machen, das Pferd wieder zu schaffen.

„Das werden wir bleiben lassen, mein Söhnchen“, grinste der Stuhlrichter. „Du sowohl wie das Pferd würdet vielleicht nie wieder euch blicken lassen. Doch um sein Gedächtniß zu schärfen, bindet ihn auch auf die Bank und zählet ihm, weil er vielleicht eine empfindlichere Haut hat als der Zigeuner, fünfundzwanzig Stockschläge auf.“

Der Pferdehirte setzte sich zur Wehr, als die Panduren ihn fassen wollten, und rief in stolzem Unwillen, er wolle lieber gehenkt, als geprügelt werden.

„Ich bin unschuldig, so wahr Gott lebt, vor dessen Richterstuhl ich vielleicht bald stehen werde. Aber wenn ich erst durch Stockschläge gezwungen werden soll, meine Schuld zu gestehen, um hernach doch gehenkt zu werden, so kann ich auch ohne vorherige Prügel sterben. Wenn ihr also mich für schuldig haltet, dann henkt mich.“

„Ein feiner, ein stolzer Bursch“, hieß es in der Nähe Ludwigs mitten im Volke, und Ludwigs adeliger Begleiter sagte verwundert: „Welchen famosen Wuchs der Kerl hat und welchen herrlichen Kopf und welche herausfordernde Haltung. Man könnte wahrhaftig glauben, es sei ein

Kavalier. Wissen Sie, daß er Ihnen gleicht, Baron Morgenstern? Jedenfalls ist es kein gewöhnlicher Mensch. In anderen Verhältnissen würde er vielleicht ein hervorragendes Glied der menschlichen Gesellschaft geworden sein. Dort auf der Pusta wird er entweder ein Räuberhauptmann, oder ist es schon — am besten wäre es allerdings darum, wenn sie ihn aufhängen würden.“

Ludwig graufete es. Mit einem wahren Entsetzen sah er in das kalte stolze Gesicht des jungen Adligen. Er hatte den Pferdehirten von der Nacht wiedererkannt, welcher damals schon einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, weil er ihn an seinen Bruder erinnerte. Diese Sympathie aber wuchs je länger je mehr, zumal er den Angeklagten für unschuldig hielt.

Gar zu gerne hätte er etwas für ihn gethan. Wie hilfesuchend schaute er um sich. Aber er wußte, daß er nur ausgelacht werden würde. In den Augen jener hochgeborenen, stolzen Barbaren war das Leben eines Knechtes, eines Hirten, völlig wertlos.

Jetzt ertönte wieder die Stimme des kleinen dicken Herrn: „Er darf nicht gehenkt werden, bis er meine braune Stute zugeritten hat.“

Über das schöne Gesicht des Pferdehirten ging ein verächtliches Lächeln und mit einer fast höhnischen Bitterkeit sagte er: „Wenn daran mein Leben geknüpft sein soll, ob die braune Stute zugeritten ist oder nicht, so kann ich das Hindernis wegräumen. Die braune Stute, Herr von Bécsen, ist zugeritten.“

„Bassam“, rief der Begleiter Ludwigs. „Der Kerl könnte wahrhaftig beinahe meine Hochachtung herausfordern. Er ist mehr Edelmann, als sein Herr.“

„Das will ich sehen. Das will ich sehen“, rief der hitzige Herr von Bécsen ungläubig.

„Es ist schade, daß die Stute nicht da ist, sonst wollte ich es Ihnen sogleich zeigen“, sagte der Pferdehirte.

„Sie ist da. Sie ist da, drüben im Stalle des Grafen Mednianski“, sagte der aufgeregte dicke Herr. „Holet sie herüber“, drängte er ein paar Knechte.

„Wenn die Stute wirklich zugeritten ist, können Sie ihn hernach henken“, wandte er sich zu dem Stuhlrichter.

Bei einem anderen Gerichte, als einem ungarischen, wäre ein solcher Zwischenakt, wo der Angeklagte ein Pferd probierte, schier eine Unmöglichkeit gewesen. Dort, wo jedermann mit Leib und Seele Reiter ist, war eine solche in Aussicht stehende Kunstprobe so willkommen und populär, daß sich der Stuhlrichter, selbst wenn er gewollt hätte, nicht leicht jener Anforderung hätte entziehen können. Der Hof war ja groß genug zu einem solchen Ritt und die umgebenden Mauern boten den nötigen Schutz, so daß der Gefangene nicht entfliehen konnte. Doch stellte der Stuhlrichter noch zu größerer Sicherheit einige Panduren als Wacht an das Thor.

So wurde denn der Gefangene seiner Fesseln entledigt und ihm wirklich die Stute vorgeführt. Das Auge des Hirten leuchtete, als er das Pferd sah. Es war in der That ein herrliches, edles Tier, aber noch nicht lange der Weide entnommen und wild und scheu, zumal bei einer so großen Menschenmenge.

Als man ihm einen Sattel auflegen wollte, bäumte es sich und schlug und biß schäumend vor Wut um sich. Es schien, als wenn ein solches Pferd überhaupt nicht zu reiten wäre, aber der ungarische Csikos braucht keinen Sattel. Unser Pferdehirt sprang mit ebenso großer Behendigkeit als Sicherheit auf den Rücken des wütenden Tieres, daß ein lautes „Ejen“ in dem Zuschauerkreise erscholl.

Als das Pferd aber die Faust und die Schenkel seines

Bändigers fühlte, ging ein Zittern durch seinen Körper und es gehorchte fast wie ein Schulpferd, wenn sein Reiter Schritt, Trab oder Galopp haben wollte. Ein nicht endendes „Glen“ brauste durch den Hof, als Anerkennung für diese ungewöhnliche Leistung des Gsikos.

Aber, war es der Glenruf, der es erschreckte, oder war es der Wille des Reiters, auf einmal bäumte und biß wieder das Pferd.

Der Gsikos deutete auf seine Peitsche, die noch in der Nähe des Stuhlrichters lag. Man glaubte ihn zu verstehen. Mit dieser Peitsche, deren lange, mit einem Bleiknopf versehene Schnur den ungarischen Pferdehirten wie den Indianern der Lasso dient, war das Pferd eingefangen worden. Man dachte also, der Gsikos wollte es durch den Anblick derselben wieder zur Ruhe bringen und warf ihm dieselbe zu.

Aber als der Gsikos seine getreue Peitsche in den Fäusten fühlte und eines der besten Pferde der ganzen Steppe unter sich, da schien plötzlich der wilde Geist der Pušta über Roß und Reiter gekommen zu sein. Sie rasten förmlich mehrmals rings durch den Hof.

Doch während alle gespannt schauten, was da werden würde, fauste auf einmal die Peitsche den wachhabenden Panduren um die Ohren, daß sie nach beiden Seiten auseinander fuhren, der Reiter aber selbst sprengte mit seiner Stute in einem furchtbaren Satz über das Hofthor hinweg und war bald in der Steppe verschwunden.

„Famos, famos“, rief der junge adelige Herr zur Seite Ludwigs. „Das ist wirklich ein großartiger Sprung gewesen. Ich habe etwas Ähnliches noch nicht gesehen. Es wäre ewig schade gewesen, wenn man den Kerl gehenkt hätte.“

„Nun“, lachte er, „der Stuhlrichter wird ihn sobald

nicht wiedersehen und dem Herrn von Bécsy wird es auch ziemlich gleichgültig sein können, ob seine braune Stute zugeritten ist oder nicht. Er wird sie wohl doch nimmer zu reiten bekommen.“

Auch das umherstehende Volk war mehr zum Jubel gestimmt über die bewundernswerte That des Csikos, als zum Unwillen über die Flucht eines Verbrechers. Keinem von ihnen fiel es ein, den Flüchtling zu verfolgen. Sie ließen sogar hin und wieder ein „Ejen“ ertönen, um ihre Freude über das Gelingen seiner Befreiung auszudrücken.

Und als einige der jungen Herren, die nachgekommen waren, Lust zeigten, den Csikos zu verfolgen, sagte der bisherige Wortführer in der Begleitung Ludwigs: „Überlaßt das doch dem Stuhlrichter und seinen Panduren. Wir wollen vielmehr zu Graf Mednianski gehen, der junge Bizvár ist uns mit seiner Braut bereits vorausgegangen und erwartet uns. Kommen sie, Baron Morgenstern!“

Ludwig fuhr auf aus tiefen Gedanken. Er hatte in dem Csikos durch eine Narbe am Auge und durch seine Bewegungen und seinen Blick bis zur vollen Gewißheit seinen Bruder erkannt. Unnennbare Gefühle, bald des Schmerzes und bald der Freude durchströmten ihn. Wie im Taumel folgte er seinen Begleitern. Der lebhafteste junge Herr aber sang:

Bin der Csikos von der Ungar-Bušta,
Habe in der Welt nicht Haus noch Herd,
Über was ich bin, das will ich bleiben,
Bleibt mir doch mein Hund und Pferd.

Bin der Csikos von der Ungar-Bušta,
Schwinge rasch mich auf des Pferdes Bug;
Ohne Sattel und auch ohne Bügel
Gil' ich durch die Welt im Flug.

X.

Am Abend war großes Festmahl in dem Schloß des Grafen Mednianski. Die Ungarn lieben solche Festlichkeiten, und auch der geringste Anlaß genügt, um zu einer solchen zusammen zu kommen. Einmal ist man den Schmausereien, die allerdings damals noch einen recht wilden Charakter trugen, nicht abgeneigt, dann aber ganz besonders kann man das Zusammensein nicht entbehren.

Wie einst sie in großen Scharen die deutschen Lande überschwemmten, so sind sie eigentlich auch jetzt nur etwas, wenn sie zusammen sind. Nur in der Versammlung finden ihre ziemlich hochfahrenden Reden einen Widerhall und macht ihr prahlendes Auftreten einen Effekt.

Ludwig hatte mit Hilfe des künftigen Schwiegersohnes des Hauses einigermaßen seine Toilette wieder hergestellt und vervollständigt, so daß er in diesem mehr ländlichen Kreise sich ganz gut konnte sehen lassen. Mancher Schnürenrock der Männer und mancher Spenzer der Damen war ja auch nicht ganz salonmäßig. Gleich ja doch auch der Bankettsaal mehr dem Tanzboden eines deutschen Dorfwirtshauses, als einem feinen Salon. Nur ein paar Ahnenbilder an den getünchten Wänden und einige Schnitzereien an Stühlen und Sesseln konnten daran erinnern, daß man sich in einem hochadeligen Hause befand.

In ähnlicher Weise zeichnete sich das Mahl mehr durch Fülle der Speisen als durch feine Zubereitung und Auswahl aus. Es fehlte weder an Wild, noch Geflügel, noch an mächtigen Schinken und Rinderbraten, noch an feurigem Ungarwein.

Ungarn ist eben ein ungemein reiches Land. Man sagt, wenn Ungarn rings mit Brettern vernagelt wäre, könnte es für sich allein leben. Es könnte alle Zufuhr entbehren.

Ludwig hatte nach der langen Entbehrung den Speisen, aber auch dem edlen Tokayer wacker zugesprochen und war in einer ziemlich lebhaften Stimmung.

Sein an sich beredtes Wesen und seine trefflichen geistigen Gaben erschienen in höherem Glanze. Sichtlich legte er es darauf an, mit der ihm zu Gebote stehenden höfischen Gewandtheit sich im besten Lichte zu zeigen. Er war rasch der Mittelpunkt der Gesellschaft.

Besonders hingen die Damen an seinem Munde und vorzüglich die Tochter des Hauses, jene unglückliche Reiterin, die Braut seines Freundes, welche eine wahre Vorliebe für ihn gefaßt zu haben schien. Er erzählte von dem Theater und Konzerten in Wien, wo das Kunstleben sich in frischer Weise zu entwickeln begann und von den noch unbekanntem Erscheinungen der damals wieder erwachenden deutschen Litteratur.

Seine Rede klang wie Musik. Seine Augen leuchteten. Er selbst glich einem begeisterten Dichter.

Aber die ausgezeichnete Stellung in der Gesellschaft, welche Ludwig eingeräumt wurde, war durchaus nicht nach dem Geschmack der anwesenden Ungarn. Ihr fast wahnwitziger nationaler Dünkel möchte um keinen Preis das Fremde aufkommen lassen. Die Ungarn sind nicht, wie die guten Deutschen, welche gerade das Fremde bewundern. Außer ihrer Nation lassen sie höchstens noch die Franzosen und die Nordamerikaner als einigermaßen berechtigt im Range der Völker gelten. Dagegen haben sie gegen alles Deutsche eine gründliche Verachtung.

So waren die jungen Kavaliere fast zur Wut eifersüchtig auf den jungen Deutschen, welcher in so hohem Grade die Bewunderung ihrer Damen genoß, und die alten Herren fluchten im stillen über den deutschen Laffen, der alle Unterhaltung an sich riß. Und doch mußten die Söhne

Arpads in ihrer furchtbaren Unwissenheit den jungen Eindringling, gegen welchen man als Gast des Hauses Pflichten zu erfüllen hatte, nicht zum Schweigen zu bringen.

Vielleicht wäre man doch noch zuletzt zu Beleidigungen gegen Ludwig übergegangen, wenn nicht auch hier plötzlich die schrillen Töne der Zigeunermusik erklingen wären und man in der Tanzwut die Wut gegen den jungen Deutschen vergessen hätte.

Allein auch auf dem Tanzboden war Ludwig Meister. Schon in Wien hatte er die ungarischen Tänze kennen gelernt und so vermochte er sich bei seiner großen Gewandtheit und Übung leicht in die einzelnen Weisen hineinzufinden. Aber während ihm so eigentlich nichts Neues geboten wurde, er wenigstens nicht gegen die anderen im Tanzen zurückstand, konnte er die Puzensöhne und Töchter die neuesten französischen und Wiener Tänze lehren.

Er pffif und sang der Zigeunerbande, die ja doch nur nach dem Gehöre spielte und außerordentlich leicht begriff, die einzelnen Tanzmelodien vor, welche fast augenblicklich und sogar mit selbsterfundnen Variationen nachgespielt wurden. Dann zeigte er den tanzgeübten jungen Leuten die einzelnen Schritte und Wendungen, und ehe viele Minuten vergingen, rasten Wiener Walzer und französische Galopps durch den Saal hin. Ludwig aber selbst schien bestimmt zu sein, den Abend der Held des Tages zu bleiben.

Doch eine Nachricht, welche der Stuhlrichter, der plötzlich aus der Versammlung hinausgerufen worden war, zurückbrachte, war so außerordentlicher Natur, daß selbst in diese Ausgelassenheit und Lust eine Pause eintrat. Er erzählte zum höchsten Erstaunen aller, daß der verurteilte und flüchtige Pferdehirte eben freiwillig zurückgekehrt sei und nicht bloß die braune Stute, sondern auch das von

dem berüchtigten Räuber Kézneck gestohlene Pferd zurückgebracht habe.

„Das Merkwürdigste aber ist, meine Herren“, rief der Stuhlrichter, „daß der Kerl behauptet, er sei nur deswegen ausgerissen, um seine Ehre zu retten und darzuthun, daß er an dem Diebstahl unschuldig sei. Denket euch nur, der Kerl spricht von Ehre! Ja er will mich sogar glauben machen, er habe mit Lebensgefahr das Pferd wieder gewonnen. Die Räuber hätten ihn beinahe bis hierher verfolgt, da er vor ihren Augen das Pferd wieder an sich genommen habe, um es zurückzuführen. Nur der Schnelligkeit der Pferde und seinem guten Glück sei es zu danken gewesen, daß er nicht ergriffen worden sei und die abgefeuerten Pistolenschüsse ihn nicht getroffen hätten.“

Und nun denken Sie den Spaß: der Kerl verlangt, nachdem er die Pferde abgeliefert hatte, daß ich ihn frei gebe und hat sich ganz verzweifelt gewehrt, als ich ihn wieder einspinnen ließ.“

„Nun, was geschieht denn mit ihm?“ fragte Ludwig, dem vor innerer Aufregung fast die Stimme versagte.

„Was soll anders denn mit ihm geschehen, als wozu er verurteilt ist?“ fragte dagegen verwundert der Stuhlrichter.

„Natürlich wird er gehenkt. Wir urteilen hierzulande nicht zweimal über einen Verbrecher ab und schreiben um eines solchen Menschen willen nicht noch einmal ein Protokoll.“

Ludwig stand da starr und bleich. Ihm war das Tanzen vergangen. Die anderen freilich kehrten zu Spiel und Tanz zurück oder entfernten sich mit dem kleinen dicken Baron Bécsen, um die zurückgebrachten Pferde zu beaugenscheinigen.

Ludwig aber fragte, nachdem er die Sprache wieder

gefunden hatte, mit bebender Stimme den Stuhlrichter, er konnte die Thränen kaum zurückhalten:

„Sagen Sie, Herr Richter, würden Sie auch über den Pferdehirten so urteilen, wenn Sie wüßten, daß er unschuldig wäre? Ich halte ihn zum Beispiel für völlig unschuldig. Ich kann mir ein solches hohes Ehrgefühl bei diesem, ich möchte sagen, fast ritterlichen Burschen denken. Nehmen Sie nur einmal an, wie er lieber sterben wollte, als daß er sich wollte prügeln lassen. Wenn er aber wirklich unschuldig ist und Sie lassen ihn hängen, dann müssen Sie sich ja ewig Bortwürfe in Ihrem Gewissen machen.“

Obwohl Ludwig entsetzt war über die Roheit der Gesinnung dieser Herren und über die Gleichgültigkeit, mit welcher ein Menschenleben hingegeben wurde, um sich vielleicht der Mühe einer nochmaligen Gerichtsitzung und eines nochmaligen Protokolls zu überheben, hatte er mit sanfter eindringlicher Stimme gesprochen, um ja nicht den Herrn Stuhlrichter verdrießlich zu machen und auf diese Weise gar nichts zu erreichen.

Aber er hatte doch den Zweck verfehlt. Der Herr Richter zeigte sich gerade über seine Worte im höchsten Maße empfindlich. Vielleicht schlug ihm sein Gewissen. Vielleicht machte ihn sein nationaler Dünkel gereizt darüber, daß Ludwig eine solche hervorragende Rolle spielte.

„Ich brauche mir“, schrie er, zornrot im Gesicht, „von einem jungen „Guck in die Welt“ keine Belehrungen geben zu lassen, wie ich einen Verbrecher behandeln soll. Bei uns handelt es sich darum, den ewigen Räuberbanden ein Ende zu machen. Das kann aber nur geschehen, wenn wir jeden hängen, der mit denselben auf eine oder die andere Weise in Verbindung tritt. Furcht hütet den Wald. Verstehen Sie? Doch was versteht ein

folcher Salonheld von Recht und Gesetz und dazu ein Deutscher?"

Der Stuhlrichter wollte sich mit einer verächtlichen Gebärde entfernen, allein Ludwig vertrat ihm den Weg. Das Schreien des halb betrunkenen und groben Stuhlrichters hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Er sah verschiedene höhnische Gesichter auf sich gerichtet. Das durfte er sich nicht gefallen lassen. Auch war für seinen unglückseligen Bruder nur etwas zu erreichen, wenn er den Stuhlrichter überwand. Denn durch Gnade, das sah er, war von demselben nichts zu erlangen.

Er zog deswegen ein gewichtiges Papier aus der Seitentasche seines Rockes und sagte: „Damit Sie sehen, daß ich etwas vom Recht verstehe, Herr Stuhlrichter (ich habe es sonst noch niemand gezeigt), werfen Sie einen Blick in dieses Diplom, wodurch ich von der Kaiserlich Königlich Universität Wien zum doctor utriusque juris oder zum Doktor beider Rechte ernannt bin. Und daß ich ungarisches Recht ebenfalls fleißig studiert habe, kann mir mein alter Freund und Studiengenosse, der Herr von Bizvar, bezeugen.“

Aber darnach muß ich Ihnen erklären, Herr Stuhlrichter, daß weder Ihr Verfahren bei dem heutigen Verhör, noch Ihr Einschreiten gegen den Delinquenten heute Abend gesetzmäßig ist. Jeder Gerichtshof in Ungarn muß Ihr Urteil kassieren. Und selbst, wenn Sie sich auf ein Ausnahmegesetz gegen die Räuber berufen, so muß ich Ihnen sagen, daß nirgends die Ihnen vorgeschriebene Formalität von Ihnen gewahrt worden ist. Ihr Verfahren war die reine Willkür. Der Gefangene ist darum in Wahrheit gar nicht gerichtet und verurteilt und darf auch nicht gehenkt werden.“

Die Worte waren mit einer gewissen stolzen Sicherheit

gesprächen, welche sich Ludwig in den Kreisen erworben hatte, in welchen er sich bewegt hatte und verfehlten ihren Eindruck nicht.

Der Stuhlrichter, welcher sich ja sagen mußte, daß er eigentlich vom Rechte nicht einmal so viel wie sein Schreiber verstand, machte ein verblüfftes Gesicht, während seine Augen Gistblikke nach Ludwig schossen. Aber auch die anderen schauten groß an Ludwig hinauf, der nicht bloß als ein gewandter Gesellschafter, sondern auch als Gelehrter erschien.

Doch der Nationalstolz verdarb wieder alles. Die Rede Ludwigs wäre besser unterblieben.

„Das ist neu“, sagte einer der ungarischen Barone, „daß wir uns mitten im Ungarlande, mitten in der Puszta von einem jungen Deutschen, der kaum unsere Sprache kennt, müssen sagen lassen, was in Ungarn Rechtens ist.“

Ludwig antwortete kühn genug: „Von den Deutschen haben Sie schon manches lernen müssen.“

Das Wort wirkte wie ein Pistolenschuß. Ludwig merkte es auch sogleich und hätte es gerne wieder zurückgenommen.

„Mein Herr, das werden Sie beweisen müssen“, rief der Herr des Hauses, Graf Mednianski, alle anderen riefen es nach und drängten sich drohend um ihn herum.

Aber auch Ludwig stieg das Blut in das Gesicht. Das schreckliche Unrecht, was sie seinem geliebten Bruder anthaten, machte ihn völlig rücksichtslos.

„Meine Herren“, rief er, „soll ich Ihnen etwa Ihre ganze Geschichte erzählen von der Zeit, wo Sie aus den Steppen Asiens kamen und uns Ihre freundnachbarlichen Besuche machten, bis wir Sie mit blutigen Köpfen heim-schickten?“

Eure Geschichte ist nur ein großes Zeugnis, daß eure ganze Kultur aus Deutschland stammt. Oder habt ihr sie

von den Türken, als sie euch unterjocht hielten? oder von den Slaven, die euch umgeben? oder habt ihr sie mitgebracht?

Unser gottgesegneter Kaiser Joseph hat das Rechte erkannt, als er das deutsche Element in Ungarn zu stärken suchte. Auf Deutschland beruht die Hoffnung und Zukunft dieses Landes."

Wenn auch Ludwig sich bewußt war, daß er scharf geredet hatte, kam ihm keine Ahnung, welche ungeheure Demütigungen und erschreckliche Beleidigungen er jenen eitlen Herren geboten hatte. Er sollte es aber bald erkennen, als sein ausgesprochener Freund, der Herr von Bizvár, zuerst auf ihn zutrat und ihn auf Leben und Tod forderte.

"Du hast mein Vaterland beleidigt und dadurch die Freundschaft und die Gastfreundschaft gebrochen. Nur dein Blut kann deine Worte sühnen", sagte er.

In ähnlicher Weise forderten ihn alle anwesenden jungen Herren, denen sich noch eine Reihe der älteren angeschlossen.

Ludwig war auf einmal wie ein Verfehmter, ein Ausgestoßener geworden. Selbst die Damen, die ihm bisher gehuldigt hatten, schienen ihn mit ihren haßerfüllten Augen durchbohren zu wollen.

Ludwig sah ein wenig bleich aus, aber er erholte sich rasch wieder. Sein Stolz gab ihm den nötigen Mut.

"So tötet mich denn", rief er. Es ist keine schwere Aufgabe, einen Einzelnen zu töten. Aber die Wahrheit werdet ihr doch nicht tot machen, daß alles, was ihr Höheres habt, unter deutschem Einfluß und deutscher Herrschaft sich entwickelt hat."

Er wollte eben noch von seinem Bruder sprechen, als der Stuhlrichter wieder laut wurde, an dessen Seite der Ludwig nur zu bekannte Zigeuner sichtbar wurde.

"Na, jetzt kommt es — die Unwahrheit meines Lebens"

— flüsterte Ludwig, während die kalte Furcht des bösen Gewissens ihn eilig durchschüttelte.

„Er ist gar kein Baron“, rief der Stuhlrichter. In seinen Augen leuchtete es auf, wie bei einem blutigen Raubtiere, welches sich auf seine Beute stürzt.

„Er ist eines Bauern Sohn und der Bruder des gefangenen Pferdehirten, dessen Verteidigung er so eifrig übernahm. Sie werden wohl beide zu der Bande des Räubers Közneck gehören und einer so gut wie der andere hängen müssen.“

Ludwig mußte, daß sein Leben und seine Ehre verloren sei. Jetzt bereute er, daß er nicht gesprochen hatte, solange es Zeit war. Er sah, während ihm das Herz fast stille stand, wie alle sich um den Zigeuner und den Stuhlrichter scharten, um Näheres zu erfahren. Er fühlte die hämischen und rachgierigen Blicke seiner Feinde und Feindinnen. Seine Niederlage war um so schlimmer, je höher er sich diesen Abend in die Höhe geschwungen hatte.

Ach, wie gerne wäre er niedergeschossen worden von der Kugel einer dieser Herren, wenn ihm nur der Augenblick dieser schrecklichen Schmach erspart worden wäre.

Auf Entschuldigung oder nur Gerechtigkeit war von keiner Seite zu rechnen. Sie waren mitleidlos wie der Henker selbst. Ach, wenn sie es nur kurz machten! Er ersehnte ordentlich die Ankunft der Panduren, daß sie ihn fesselten und aus dem Saale fortführten. Denn frei ließen sie ihn doch nicht. Er hatte ihre Eitelkeit zu schwer verletzt. Darum mußte er sterben. An einem Vorwand fehlte es nicht, wie er aus den Worten des Stuhlrichters entnehmen konnte.

Wenn er übrigens daran gezweifelt hätte, so konnte eine unwillkürliche Bewegung, welche er machte, ihm Gewißheit verschaffen. Denn da man wahrscheinlich glaubte,

er wolle sich zur Flucht wenden, schoß man aus allen Ecken auf ihn herbei, um ihn festzunehmen.

Am lebhaftesten bewegte sich dabei der kleine, dicke Bécsen. Er sprang über den Tisch weg, hinter welchem er gegessen hatte, und nahm zugleich einige Leuchter und einige Weinflaschen mit und fiel mit diesen wie eine Bombe mitten in den Haufen, welcher sich um Ludwig gebildet hatte.

Zu gleicher Zeit traten die Panduren herein und vermehrten, da man ihnen Platz zu machen suchte, das Gedränge.

In der dadurch entstandenen Verwirrung ergriff eine Frauenhand plötzlich Ludwigs Hand und zog ihn in einen dunklen Seitengang.

„Schnell, schnell“, flüsterte es. „Draußen steht mein Pferd, das noch kein anderes Pferd überholt hat.“

Ludwig erkannte bei einem Lichtschein in seiner edelmütigen Retterin die Braut seines Freundes, die junge Gräfin Mednianski.

„Ich biete Ihnen Leben für Leben“, sagte sie, ihn rasch fortführend. „Aber neben meiner heutigen Rettung bin ich Ihnen noch für ihre mutigen Worte zu besonderem Dank verpflichtet. Meine geliebte Mutter ist eine Deutsche und auch ich neige zu den Deutschen, aber die Deutschen müssen zusammenhalten.“

Drinne wurden Stimmen laut. Man begann Ludwig zu vermissen.

„Schnell, schnell, ehe es zu spät ist“, rief das junge, kühne Mädchen.

Ludwig küßte noch dankbar ihre Hand, dann schwang er sich auf das Pferd.

„Halten Sie sich links der Theis zu. Wenn Sie glücklich über diesen Fluß kommen, sind Sie gerettet.“

Als die Verfolger suchend in den Hof kamen, war Ludwig längst auf dem windschnellen Rosse der jungen Edeldame in der Dunkelheit der Nacht verschwunden.

XI.

In Südungarn zwischen Donau und Theis, ehe die Donau bei Apatin ihre entschiedene Wendung nach Osten gemacht hat, liegt im Süden, wieder von der Donau begrenzt und durchschnitten von dem Franz-Joseph-Kanal, eine ungemein fruchtbare Ebene, Bácska genannt. Sie soll, ehe die Donau ihren Durchgang durch das eiserne Thor gefunden hatte, ein großer See gewesen sein, den noch die Römer mit dem Namen „süßes Meer“ bezeichneten, ähnlich wie man am Mittelrhein von einem großen Meere spricht, ehe der Rhein seinen Durchgang am Bingerloch gefunden hat.

Als die Ebene sich gebildet hatte, ist sie schon ihres üppigen Grasschwefes wegen stets von den eindringenden Nomadenvölkern vorzüglich aufgesucht worden. Alle Völker, welche von der Völkerwanderung her die Ebene Ungarns sich nacheinander zu eigen machten, haben darum auch einmal die Bácska besessen, wie die Jazygen, die Hunnen, die Heruler, die Longobarden, die Awaren, die Bodriken und zuletzt die Ungarn oder Magyaren.

Diese haben dann wieder den Türken weichen müssen, welche sich nach der unglücklichen Schlacht von Mohacs 1526 des Landes bemächtigten und in verschiedenen Streifzügen alles verwüsteten, verbrannten und zerstörten. Nur ein paar Ortschaften blieben wenigstens dem Namen nach bestehen, welche aber in einem so heruntergekommenen

Zustande waren, daß sie kaum die 10 oder 20 Gulden Kopfsteuer und ein Paar Stiefel und ein Paar Pantoffeln aufbringen konnten, welche die Türken ihnen als Abgabe auferlegt hatten.

Erst als in der entscheidenden Schlacht von Zenta die Türken für immer von dem trefflichen Kriegshelden Prinz Eugen aus Ungarn hinausgeworfen wurden, 1697, konnte man wieder daran denken, die gänzlich verödete und entvölkerte Bácska zu kolonisieren.

Doch erst 1722 wurden die ersten schwachen Versuche dazu gemacht. Dieselben schloßen jedoch wieder ein, bis Maria Theresia den alten Plan von neuem aufgriff, den später ihr edler Sohn Joseph II. zur Vollendung brachte.

Dieser großdenkende Kaiser war es auch, der nur deutsche Kolonisten dorthin haben wollte, während vorher sich dort allerhand Volk angesiedelt hatte.

Die Deutschen mit ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Gewissenhaftigkeit und Treue, ihrer Kraft und Ausdauer und ihrer größeren Bildung und tieferen Frömmigkeit sollten ihm unter dem Völkergemisch Ungarns wie ein rechter Sauer Teig werden, der allmählich das Wesen dieser Stämme veredeln sollte.

Die Gedanken des leider so frühe gestorbenen Kaisers haben sich auch in der Art verwirklicht, daß dort in der Bácska eine ganze Reihe sehr blühender, deutscher Dörfer entstanden ist, die deutsche Art und deutsche Sprache hochhalten und welche allerdings nicht mit großen Worten und großer Anmaßung, wie die Ungarn, aber mit Sicherheit Schritt für Schritt vorwärts gehen und immer mehr Boden gewinnen.

In einem dieser damals wieder auferstandenen Dörfer, in dem reichen und schön längs des Franz-Joseph-Kanals gebauten Torzsa hatten sich, wie schon erzählt, unsere

ausgewanderten Abisheimer niedergelassen. Dorthin lenkte jetzt auch Ludwig, der bis dahin seinen Feinden glücklich entgangen war, sein abgemattetes Pferd.

Er war nicht, wie ihm seine Ketterin geraten hatte, über die Theis gegangen, sondern hatte sich dem Süden zugewandt. Dorthin war ja überhaupt das Ziel seiner Reise gewesen. Und dort in den deutschen Dörfern dachte er vor allen Nachstellungen, sowohl von Wien aus, als auch von seiten der entrüsteten Magyaren sicher zu sein.

Er hatte Eszervinka, den Hauptort dieser deutschen Niederlassung, schon seit Stunden verlassen und nach einigen Irrfahrten sah er jetzt Torzsa vor sich liegen, wo ihm liebe Verwandte wohnten und wo er eine zweite Heimat zu finden hoffte.

Noch ragte damals kein Kirchturm über die Häuser hervor. Ein einfaches Bethaus mußte noch ausreichen, vor welchem ein Glockenstuhl stand, dessen Glöcklein eben die Abend- oder Betglocke läutete.

Ludwig faltete unwillkürlich die Hände. Das Heimatgefühl hatte ihm auch wieder die alte heimische Sitte gegeben.

Und hatte er nicht Ursache zu beten und zu danken? Aus welchen Fährnissen war er schon gerettet worden? Aber, was die Hauptsache war, war nicht eine innere Umwandlung mit ihm vorgegangen? Waren ihm nicht jene vornehmen und üppigen Kreise, in welchen er sich bisher bewegt hatte, und in welche ihn seine frühere Verbindung fast gegen seinen Willen auch hier in Ungarn wieder hineingebracht hatte und seine eigene unwahre und angemachte Stellung bis auf die Seele verleidet? Und ging nicht mitten durch seine Zerknirschung die Hoffnung auf die Gnade des Himmels und auf die verzeihende Liebe seiner Angehörigen wie ein neuer Lebensstrom?

Der heimkehrende, verlorene Sohn konnte kaum leidmütiger und demütiger und doch wieder zuversichtlicher in seiner Sehnsucht sein.

Das Danken Ludwigs wurde aber fast zugleich zum Bitten. An sich dachte er nicht mehr. Er glaubte sich in Sicherheit.

Was wollten denn die Ungarn mit ihm? Diesen Herren gegenüber hatte er sich ja gar nicht zu verantworten. Ihnen hatte er nur Gutes erwiesen. Sein einziges Verbrechen gegen sie bestand darin, daß er ihren Angriffen gegenüber deutsches Wesen hochgehalten hatte.

Sie hätten, da er, wenn auch kein Baron, doch wenigstens ein Doktor der Rechte war, ihm den Baron gern hingehen lassen, wenn er nur ihrer nationalen Eitelkeit geschmeichelt hätte. Aber ihn mitten in Deutsch-Osterreich, wo ein deutscher Kaiser herrschte, wegen seiner deutschen Gesinnung zu Tode zu heken und ihn vielleicht unter falscher Anklage umzubringen — das ging doch nicht. Eine solche schreiende Willkür, ein solches Verbrechen war noch nicht dagewesen. Das hatten die ungarischen Herren wahrscheinlich bei einiger kaltblütiger Überlegung selbst gefunden, und waren deswegen von ihrer Verfolgung abgestanden. So meinte Ludwig.

Aber je weniger er an seine eigene Rettung dachte, desto stärker wurde die Angst um Franz, den sie in ihrer Macht hatten und auf den sie jetzt alle Wut losließen, zumal er sein Bruder und ein Deutscher war.

Er ließ sein abgetriebenes Roß noch einen kurzen Trab machen. Es war ihm, als müßte dort in Torzsa unter den Verwandten ein Mittel gefunden werden, den Unglücklichen noch rechtzeitig zu retten.

So sehr übrigens die Sorgen um seinen geliebten Bruder die Gedanken Ludwigs einnahmen, vermochten dieselben ihm nicht völlig den Eindruck zu entziehen, den

dieses echt deutsche Dorf mitten im Ungarlande auf ihn machte.

Schon die ihn umgebende reiche Fruchtlandschaft hatte einen anderen Charakter, als er bisher beobachtet hatte. Solche sauber angebaute und wohlbestellte Äcker konnten nie aus Magyarenhänden hervorgegangen sein, sondern waren ein Zeichen, daß hier deutscher Fleiß, deutsche Arbeitsamkeit und Sparsamkeit waltete. Aber als er in das Dorf einritt, fiel der Gegensatz noch mehr in die Augen. Wenn ja auch, wo Viehherden aus- und eingehend, der Schmutz nicht ganz zu vermeiden ist, so war es doch nicht jener kaum zu durchwatende Sumpf eines ungarischen Dorfes. Es lag vielmehr der Glanz der Reinlichkeit und vor allen Dingen der Ordnung über dem Ganzen.

Man sah doch richtige und wohlgebaute Stallungen für das Vieh und Scheunen für das Getreide und daneben trefflich gepflegte, weite Gemüse-, Obst- und Weingärten, während der Ungar dieses alles beim nächsten läßt und sich mit halbzerfallenen und zerzausten Schuppen und Schobern und kaum nennenswerten, mit Unkraut durchwucherten Gärtchen begnügt.

Der Ungar kann in seiner Liebe zur Ruhe den Orientalen nicht verleugnen.

In einer gewissen leichtsinnigen Großartigkeit muß mancher treffliche Boden unbenutzt und mancher Reichtum verkommen, wie zum Beispiel, da man zu träge zum Dreschen zu sein scheint, das Getreide durch Pferde ausgetreten wird. Überhaupt sitzt der Ungar am liebsten Tabak schmauchend vor seiner Thüre in der Sonne, während die ihn umgebende reiche Natur das Übrige thun mag.

Der rastlose Deutsche dagegen kann in seiner Gewissenhaftigkeit keine Gottesgabe verkommen lassen, mag es nun seine Zeit und Kraft sein, oder der ihm eigene Landbesitz

und Viehbesitz, oder die ihm zugefallene Ernte. Er muß alles ausnutzen und zu Räte halten und glaubt wertlos in der Welt zu sein, wenn er nicht mehr arbeiten kann.

Man durfte also hier echt germanische Gewissenhaftigkeit und Thätigkeit und Ordnungsliebe, welche sich gegenüber orientalischer Lüderlichkeit in wahrhaft auffallender Weise geltend machte, beobachten. Daneben war auch noch mancher heimische Brauch und manche heimische Sitte mit in das Ungarland gewandert und hatte sich unwillkürlich im Bau der Häuser und Hofraithen und in der Anlage von Gärten auf das deutlichste ausgeprägt.

Das war es aber gerade, was Ludwig am meisten in dem Augenblicke, wo sein deutsches Gemüt sich nach allen Richtungen regte, ergriff. Dazu kam die heimische Tracht und die heimische Sprache und der eigene Tonfall der Stimme, der ihn so anmutete, daß er unwillkürlich in derselben Mundart, wie er angededet wurde, nach dem Nikolaus Morgenstern fragte.

Er wurde in ein großes, schönes Haus gewiesen, was sich allerdings später als das Haus des Richters Nikolaus Lamb, des Schwiegersohns Morgensterns, auswies, bei welchem der Alte wohnte.

Ludwig hatte, so sehr er es gewünscht hätte, noch keine Gelegenheit gefunden, seine Kleidung zu ändern und war mit seinem allerdings stark bestaubten, vornehmen Anzuge und seinem, wenn auch müden, aber edlen Pferde schon genugsam im Dorfe aufgefallen. Noch mehr aber erregte er die Aufmerksamkeit, als er in echt pfälzischem Dialekte sprach.

Es folgten ihm nicht blos die Kinder nach, sondern auch mancher Erwachsene, welche die liebe Neugierde plagte. Sie wären ihm sogar in das Haus nachgefolgt, wenn es nicht das Haus des Richters und vorzüglich Morgensterns

gewesen wäre, vor dem sie einen merkwürdigen Respekt hatten.

Als Ludwig sich im Hause seines Verwandten zu erkennen gab (man hatte in den Jahren sein Bild ziemlich vergessen), herrschte große Freude. Der Richter Lamb rief seiner Frau und seinen Kindern, „der Better Ludwig sei da“, worauf seine Frau vor freudiger Aufregung über den schönen und vornehmen Sohn ihrer geliebten Schwester in lautes Weinen ausbrach.

Dann wurde Wein, Schinken, Eier, Käse und Würste in Massen hereingeschafft und der Better gebeten, zuzulangen. Er habe gewiß von dem langen Ritt einen schönen Hunger mitgebracht. Zugleich drängten sich jetzt die übrigen Verwandten und Bekannten, die benachrichtigt worden waren, zur Thüre herein. Und Ludwig wurde in herzlichster Weise von den Schwestern seiner Mutter abgeküßt, während er allen Verwandten, dem Hanphilipp, dem Hanpeter und dem Hangeorg und dem Annelieschen und der Lisekathrine und der Mariedorth und der Annemarie die Hand schütteln mußte und keines übersehen und unangesprochen lassen durfte.

Solche Vernachlässigung wäre niemals verziehen worden.

Den Großvater selbst, den alten Morgenstern, hatte man in zarter Besorgnis noch nicht von der Ankunft seines Enkels benachrichtigt. Er hatte einige Tage eine schmerzhafteste Gicht durchzumachen gehabt und war erst vor einer Stunde, als die Schmerzen nachließen, in Schlaf versunken, aus welchem man ihn nicht wecken wollte.

Nun mußte Ludwig ein langes und breites erzählen von seinen Schicksalen und von der Mutter und Großmutter und wie es diesen ginge. Obwohl die äußeren Glücksumstände der Familie kaum etwas zu wünschen übrig ließen, lag doch ein tiefgehender Schmerz und wehmütiger Zug in derselben durch die gewaltsame Trennung von Schwester

und Mutter. Manche Thräne floß im stillen. Mancher Wunsch wurde laut, daß man doch einmal wieder zusammen käme.

Doch war es Ludwig noch schwerer um das Herz als allen übrigen, deren Kummer vielleicht durch das Wiedersehen mit ihm wieder neu wachgerufen worden war.

Er konnte Franz nicht vergessen. Jetzt kam sein Name und seine Lebensgefahr über seine Lippen.

Ein banger Schreckensschrei ging durch die Versammlung.

Sie hatten es nicht sagen wollen um des Großvaters willen. Aber sein Schicksal war nicht die geringste Sorge, welche die Familie drückte. Er war der Liebling aller gewesen.

„Wie ist er aber in aller Welt unter die ungarischen Pferdehirten gekommen?“ fragte Ludwig voll Neugierde. Ein beängstigendes Schweigen folgte dieser Frage.

Der Richter Lamb war der erste, der das Schweigen brach.

„Wir sprechen nicht gern davon“, sagte er, „weil wir, leider Gottes, auch unserem sonst so geliebten und verehrten Großvater eine Schuld beimessen müssen.“

Die Müller behaupten, zwei harte Steine mahlen nicht gut zusammen, und es wird ja wohl seine Richtigkeit haben.

Siehst du, Ludwig, dein Bruder Franz hat zuviel von deinem Großvater selbst geerbt und dein Großvater ist trotz seines Alters noch immer der alte Hitzkopf.

Er hat aus dem Franz ein Mustere exemplar seiner Erziehung machen wollen, schon um dem Fürsten in Bolanden zu zeigen, daß er es besser verstünde, wie dieser, und daß sein Christentum, was er dem Knaben beibringen wollte, eine heilsamere Einwirkung auf das Gemüt habe, als die feinste Bildung.

Aber es ist ihm mit dem Franz nicht gelungen.

Wenn man jemand im christlichen Geiste erziehen will, muß man es in der Liebe, in der Sanftmut und der Gerechtigkeit thun, aber nicht in der Härte und der Ungerechtigkeit.

Franz war ein Junge, dem das Herz auf der Zunge saß — voll Liebe, Leben und Lust. Keiner von den Jungen im Dorfe konnte ihm in irgend einer Art das Wasser reichen. Er war der Schönste, der Kräftigste, der Gescheiteste und der Beste.

Wenn man ihm gute Worte gab, konnte man ihn um einen Finger wickeln, so fügsam war er. Doch wenn man ihn schlug, wurde er widerhaarig und hartköpfig. Sein Großvater aber schlug ihn.

Er wollte einen Kopfhänger, eine Art Mönch aus ihm machen, der nur in der Bibel las und betete und an nichts in der Welt mehr Freude hatte.

Franz war ja ein frommer Junge von Haus aus, aber er war lustig wie ein Vogel, der auf dem Zweige sitzt und sein Lied singt. Wo er war, war Freude und Fröhlichkeit. Und wenn er manchmal ausgelassen war, mußte man es seinem Jugendübermut und seiner übersprudelnden Kraft zu gute halten. Er that gerade nichts Schlimmes. Doch übertrat er oft, weil es zu streng war, des Großvaters Gebot.

So war er eines Sonntags mit den übrigen Burschen hinaus in die Heide gezogen, obwohl es ihm der Großvater nicht erlaubt hatte. Er war damals schon ein erwachsener Bursche voll Stolz und Ehrgefühl.

An demselben Nachmittage hat er mir hier meinen Sohn, der in das Wasser gestürzt war, mit eigener Lebensgefahr gerettet. Als die anderen nun beide in einem Triumphzuge heimbrachten, hat ihn der Großvater vor

allen Leuten mit dem Stocke geschlagen. Von der Stunde an ist er verschwunden und wir haben ihn nicht wieder-gesehen.“

„Ich bin selbst entschieden für eine christliche Erziehung“, fuhr der Richter von Torzsa nach einer kleinen Pause fort. Ich bin um ihretwillen damals aus meiner alten Heimat fortgezogen, aber ich bin nicht für Kunststücke in der Erziehung. Die Menschenseele ist ein viel zu köstliches Gut, um mit ihr allerhand Experimente vorzunehmen. Der Großvater aber wollte ein Kunststück machen, gerade so wie der Fürst ein Kunststück mit dir machen wollte.

Du hast selbst erzählt, Ludwig, auf welche schlimme Bahnen dich die Erziehung des Fürsten gebracht hat. Nun, du kannst Gott nicht genug danken, daß du noch rechtzeitig wieder zur Besinnung gekommen bist. Mag doch auch der liebe Gott sich unseres Franz annehmen und ihn von zeitlichem und ewigem Verderben erretten!“

„Ja, ja, der liebe Gott kann allein noch retten“, sagten einige und die Frauen weinten.

Der Richter aber sagte, mehr zu Ludwig gewendet, in leiserem Tone: „Seitdem ist der Großvater nicht mehr der Alte. Er kränkelt auch. Die Geschichte nagt an seinem Herzen. Dabei hat er uns verboten, nach Albißheim zu schreiben. Deswegen haben sie dort auch keine Nachrichten erhalten. Der stolze Mann schämt sich. Es soll niemand dort von seiner Niederlage wissen. Doch verzehrt er sich innerlich in Sehnsucht und Heimweh. Er bereut manches, was er gethan hat.“

Der Richter war ein fester, entschiedener Mann, trotz seiner breiten, gemüthlichen Mundart, in welcher er alles erzählte. Aber er erzitterte am ganzen Körper, als plötzlich neben ihm die scharfe Stimme Morgensterns laut wurde.

„Wer sagt dir, daß ich bereue? Wer giebt euch überhaupt das Recht, diesen Menschen (er zeigte auf Ludwig), den unser Todfeind groß gezogen hat, in aller Freundschaft in unser Haus aufzunehmen?“

Die abgemagerten Züge des alten Mannes zeigten eine wahrhaft erschreckende Feindseligkeit.

„Freilich!“ fuhr er mit bitterem Tone fort, „ich gelte nichts mehr in der Welt. Ich bin ein alt gewordenes Stück Hausrat, das man am liebsten hinauswirft. Werft mich nur hinaus und nehmt diesen jungen, vornehmen Herrn bei euch auf. Denn einer von uns beiden muß hinaus.“

Eine schreckliche Aufregung entstand in dem Zimmer durch jene Vorwürfe des alten Morgenstern. Man wußte nicht, was man thun sollte. Man konnte doch nicht gut den Ludwig vor die Thüre setzen. Aber man versicherte dem alten Mann, daß niemand daran denke, ihm, dem Großvater, die Liebe und die Verehrung zu entziehen.

Ludwig hätte dem unerquicklichen Auftritte rasch ein Ende machen können, wenn er gesagt hätte, der Fürst hätte sich von ihm losgesagt. Aber um solchen Preis wollte er sich nicht die Aufnahme im Hause erkaufen.

„Ich gehe schon, Großvater, ich gehe schon“, sagte er. „Du sollst dir in deinem Haffe keinen Zwang anthun“, lachte er bitter. „Mögen mich die Ungarn hängen, wie sie auch den Franz aufgehängt haben werden.“

„Was ist es mit Franz?“ fragte der alte Morgenstern, in dessen Zügen sich plötzlich der Haß in ängstliche Besorgnis verwandelte.

„Fragt jene!“ sagte Ludwig stolz. „Ich gehe.“

„Du gehst nicht!“ mischte sich der Richter in die Unterredung. „Wir haben schon genug gelitten unter jenem erschrecklichen Haffe. Es ist Zeit, daß einmal wieder

Liebe und Versöhnung herrsche. Vielleicht kehrt dann auch das Glück wieder ein."

Der Großvater hatte kein Wort von diesem Gespräche gehört.

Er fragte wieder und dringender: „Was ist es mit Franz?"

Man sah, wie seine Seele an dem Jungen hing und wie viel er schon um seinetwillen gelitten hatte.

Aber die Antwort wurde allen vorderhand erspart, die doch niemand gerne dem Alten gegeben hätte.

In diesem Augenblick entstand nämlich ein wilder Tumult vor dem Hause. Man hörte der Kofse Wiehern und Stampfen und wildes Gjengeschrei. Und ehe man noch sich den Grund des Lärmens erklären konnte, drang an der Spitze der Sohn des Bizegespan und eine Schar adeliger junger Herren, gefolgt von Panduren, in das Zimmer und ergriff den sich kaum wehrenden Ludwig und machte ebenso den alten Morgenstern und den Richter und noch einige anwesende Männer zu Gefangenen.

An Widerstand war bei der Zahl und der Bewaffnung der Angreifer nicht zu denken.

Aber ebenso schnell, wie sie gekommen, verschwand wieder die kriegerische Schar.

Als das Dorf endlich zur Besinnung kam und mit dem Glöcklein Sturm geläutet wurde, schleppte man den Richter des Dorfes, den alten Morgenstern und die angesehensten Männer der Gemeinde neben dem spät angekommenen Fremden in wildem Jagen über die Heide.

XII.

Die Sonne war so lieblich und friedlich über Torzsa aufgegangen wie alle Tage. Die Vöglein zwitscherten, die Herden brüllten, grunzten und schnatterten, und das Schulglöcklein rief wie immer die Schüler in die Schule. Und doch war es durchaus nicht wie immer in Torzsa.

Die ganze Bevölkerung war noch wie im Fieber vor Aufregung. Die meisten hatten die Nacht nicht geschlafen. Die einen, zumal die Angehörigen, hatten verzweifelt geweint und geklagt. Die anderen hatten sie zu trösten gesucht und gewettert und gedroht. Dieses räuberisch übermütige Ungarvolf sollte nur ihrem Richter, dem alten Morgenstern, dem Franz oder den anderen ein Haar zu krümmen versuchen, dann wollten sie es ihnen zeigen.

Aber wie sie es zeigen wollten, wie sie überhaupt helfen wollten, darüber sagten sie nichts. Es fiel ihnen kein einziger Rettungsweg ein, so sehr sie sich am Kopfe kratzten und die Stirne rieben. Sie fühlten ja wohl, daß etwas geschehen müßte, wenn die Thrigen nicht verloren sein sollten — aber was geschehen sollte, wußten sie nicht. Sie waren wie eine Herde Schafe, die keinen Hirten hat.

„Zeigt uns nur irgend ein Mittel und ein Ziel!“ riefen die hochgewachsenen, stämmigen jungen Leute, Thränen der Wut über ihre Ratlosigkeit in den Augen. „Wir würden den Franz und den Richter und den alten Großvater mitten aus der Hölle holen.“

Wer ihre flammenden Augen und ihre nervigen Arme sah, der hätte es ihnen geglaubt.

Als die Frauen keine Thränen mehr hatten, beteten sie mit lauter Stimme und mancher von den starken Männern beugte sein Kniee vor dem einzigen Helfer im Himmel.

Auch die aufgehende Sonne hatte kein Licht und keinen Trost gebracht in die Dunkelheit, welche sie umgab.

Nur einzelne junge Männer gingen aus, die Fährte der Verschundenen zu suchen. Denn man wußte ja noch nicht einmal, nach welcher Gegend die Gefangenen geschleppt worden waren. Andere wandten sich nach den nächsten Dörfern, ob vielleicht Beistand von diesen zu erwarten sei bei einem gemeinschaftlichen Unternehmen.

Doch brachten die Boten schlechten Trost. Die einen sagten, daß sie kaum die Richtung feststellen könnten, welche die Reiter genommen hätten, da der Morgenwind die Spur im Sande verweht habe, und die anderen meldeten, daß niemand aus den übrigen Dörfern sich auf eine feindselige Begegnung mit den herrschenden Ungarn einlassen würde.

Jetzt brach der Jammer von neuem los. Man hatte doch irgend eine Hoffnung, wenn auch eine schwache, auf die Boten gesetzt.

Zum erstenmal seit vielen Jahren merkten die Leute in Torzsa, daß sie in einem fremden, noch halb barbarischen Lande wohnten. Es kam im Gefühl ihrer Unsicherheit eine blinde Furcht über sie, als ob nun von allen Seiten und nicht bloß von den Ungarn, sondern auch von den Serben und den Türken Angriffe auf sie gemacht werden sollten.

„Ach Gott!“ schrie man. „Wie war es doch besser am Rhein. Da herrschte noch Recht und Gesetz. Da lebte man doch unter anständigen, gesitteten Leuten und nicht unter Räubern und Mördern.“

Eine Schar Fremder, die an demselben Morgen ihren Einzug in Torzsa hielt, erregte darum für den ersten Augenblick mehr Schrecken als Neugierde. Mütter holten schreiend ihre Kinder von der Gasse und einige sprangen nach der Glocke, um Sturm zu läuten.

Doch gaben die neuen Ankömmlinge durchaus keinen Anlaß zur Besorgnis und wären jene ängstlichen Vorkehrungen völlig unnötig gewesen.

Auf einem Karren saßen zwei Frauen, die sich in der Kleidertracht und in ihrer Aussprache des Deutschen von den meisten Bauernweibern aus dem Dorfe gar nicht unterschieden, ja die sogar einigen derselben durch ihre höchst ähnlichen Gesichtszüge auffallend gleichen.

Sie wären auch wahrscheinlich erkannt worden, wenn die Verwandten und Bekannten derselben nicht noch trauernd und klagend in dem Hause des Richters versammelt gewesen wären. Denn die Angekommenen waren niemand anders, als unsere Bekannten aus Albißheim, die alte Frau Morgenstern und die junge Frau Bechtold, die allerdings beide kaum zu einer schlimmeren Zeit hätten eintreffen können.

Ach, sie ahnten nicht, welche furchtbare Überraschung und welcher entsetzliche Jammer ihnen nach einer langen mühevollen Reise bevorstand. Sie waren so froh, endlich das langersehnte Torssa erreicht zu haben und wurden, ähnlich wie Ludwig, von dem heimischen Wesen der Umgebung angemutet. Es war ihnen fast, als wären sie heimgekommen. Sie fragten wenigstens im breiten und singenden Tone ihrer Heimat nach dem „Nikolaus Morgenstern“.

Die Begleiter der Frauen konnten ja wohl schon größeren Verdacht bei der Dorfbewölkerung erregen. Es waren keine Kavaliere, welche zum Teil die reich verzierte ungarische Nationaltracht trugen. Aber auch ihre Absichten waren höchst unschuldiger Natur.

Der junge, schlankte Herr in der bunten Modetracht jener Zeit, welcher offenbar den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, war ja der edle nassauische Fürstensohn, der ausgegangen war, seinen verloren gegangenen Jugendfreund,

den Ludwig Bechtold, zu suchen, und den alten starren Bauer Morgenstern wieder mit seinem Vater zu versöhnen.

Ihm direkt folgten nur ein paar Bedienten, in nassauischen Landesfarben gekleidet. Dagegen begleitete ihn der junge ungarische Graf Esterházy und einige Freunde desselben, welche der alte Fürst Esterházy, an den der nassauische Prinz empfohlen worden war, zu seiner Orientierung in großer Zuborkommenheit ihm mitgegeben hatte.

„Ich werde jetzt Sie bald Ihrer höchst dankenswerten Bemühungen überheben dürfen, Herr Graf“, sagte der Prinz in verbindlichst höflicher Weise zu dem jungen ungarischen Magnaten. „Ich glaube wohl hier unseren Flüchtling von Wien, den jungen Doktor der Rechte, Ludwig Bechtold, zu finden — wo soll er sich sonst hingewandt haben, als er nach Ungarn ging? — und an seiner Hand hoffe ich den jähzornigen Bauer umzustimmen.“

„Ich weiß nicht, ob alles so friedlich endet“, meinte der junge Graf. „Sehen Sie, wie sich die Bauern gegen uns zusammenrotten und hören Sie das Jammergeschrei der Weiber, nachdem sie unsere Begleiterinnen erkannt zu haben glauben.“

Der junge Fürst sah wie die Frau Bechtold plötzlich ohnmächtig wurde und die alte Morgenstern wie ein zu Stein gewordenes Bild dreinschaute, dem der heftige Schmerz die Thränen genommen hatte. Zugleich aber nahmen die Bauern eine immer drohendere Stellung ein. Sie begriffen den Zusammenhang nicht und dachten wohl, daß die vornehmen Herren an dem Leid der beiden Frauen, die sie als Landsmänninnen erkannten, schuld seien.

„Was wollt ihr nur, ihr Leute?“ rief der Prinz. „Ich komme hierher, um ein Friedenswerk zu stiften und nicht Streit zu erregen. Ich habe deswegen die beiden Frauen

hierher gebracht und bin selbst in Unruhe, was denselben hier geschehen ist.“

„Wem soll man denn noch trauen?“ erwiderte einer der Bauern, sich auf einen Dreschflegel stützend, den er als Waffe führte. „Gestern Abend haben ungarische Reiter uns unseren Richter, den alten Morgenstern und ein paar andere Schwieger söhne desselben und einen eben angekommenen Enkel, den Ludwig Bechtold, gefangen mitten aus unserem Dorfe fortgeführt, weil sie mit einer Räuberbande in Verbindung ständen. Die Leute sind gewiß unschuldig. Auch der Franz ist unschuldig, den sie als Räuberhauptmann ausschreien. Aber, wenn unser Herrgott nicht dazwischen fährt, werden sie sie henken, so gewiß die Sonne am Himmel steht.“

„Ha, jetzt begreife ich den Schmerz der beiden Frauen“, rief der Prinz, von tiefem Mitleid erfaßt. „Das war ja ein schreckliches Willkommen, was sich ihnen bot. Aber das kann ja doch nicht sein, lieber Mann, daß man die Leute geradezu ohne Untersuchung unschuldig hinrichtet — nicht wahr, Herr Graf?“

Der junge Graf Esterházy wurde purpurrot. „Das kommt darauf an, wie die Umstände sind“, erwiderte er.

„Wenn eine Eifersucht gegen die Deutschen vorliegt, was ich glaube, da sind meine Landsleute zu den größten Ungerechtigkeiten fähig. Denn sie hassen die Deutschen.“

„Um Gottes Willen, da sind die Leute wirklich in Gefahr“, rief in hoher Aufregung der Prinz. „Und wir stehen noch hier.“

„Ach, Herr Prinz“, schrie die Frau Bechtold, welche jetzt zu sich kam und sich schluchzend dem jungen Manne zu Füßen warf. „Retten Sie meine Kinder und meinen Vater! Ein Engel Gottes hat Sie vielleicht noch gerade zu rechter Zeit hierhergeführt.“

„Ein Prinz ist es, ein Prinz — O, der kann helfen“, ging ein Gemurmeln durch die Menge, und noch andere kamen herbei, um ihr Flehen mit dem der verzweifelnden Mutter zu vereinigen. Aber der Prinz wurde, da man ihn allgemein als Ketter ansah, von Zweifeln erfaßt, ob er überhaupt imstande sei, etwas zur Rettung der Unglücklichen zu thun.

„Werde ich die Leute retten können?“ fragte er den Grafen. „Ich habe einen Gnadenbrief von dem Kaiser in der Tasche für den Ludwig Bechtold.“

Der junge Graf Esterházy lächelte etwas verlegen: „Offen gesagt, glaube ich nicht, daß Sie viel damit ausrichten werden“, sagte er. „Man wird ja den Kaiser äußerlich respektieren, aber man wird sich auf seine Rechte berufen und doch thun, was man will. Bis aber die Kaiserlichen Behörden eingreifen, ist alles zu spät.“

Mein Vater, wenn derselbe da wäre, könnte helfen. Auf ihn würde man hören, da er ein echter Magyare ist und durch seinen Reichtum viel Einfluß im ganzen Lande hat.“

„O, so schicken Sie zu Ihrem Vater, Herr Graf“, drängte der Prinz. „Wir aber wollen so schnell wie möglich zu dem Unglücksorte eilen, um einen Aufschub der Verhandlungen zu erwirken.“

Aber sagen Sie, Herr Graf, Ihr Ungarn ist ja ein ganz erschreckliches Land. Dasselbe steht hinter allen anderen Ländern Europas zurück.

Wissen Sie, was ich am liebsten thäte, und ich bin auch dazu noch imstande, wenn wir nichts ausrichten. Ich stelle mich als deutscher Reichsfürst an die Spitze dieser Bauern und bringe Ihren ungarischen Behörden die nötige Achtung vor dem Kaiserlichen Namen und vor uns Deutschen bei, und lehre sie, Recht vom Unrecht zu unterscheiden. Denn ich lasse nicht meine unschuldigen Freunde

und Landsleute von Ihren sauberen Gerichten fast vor meinen Augen ermorden.“

„Der junge Graf wurde während dieser Worte bald blaß, bald rot. Auch er besaß jene übertriebene National-eitelkeit, die der junge Prinz ahnungslos verletzt hatte. „Ich werde Ew. Durchlaucht Landsleute retten“, sagte er, die Augenbrauen finster zusammenziehend. „Aber Sie“, zischelte er, „werden mir Genugthuung geben für die Beleidigung meines Vaterlandes —“ und blickte den Prinzen mit seinen schwarzen Augen wütend an.

Dieser, anfangs überrascht, dann aber sich schnell fassend, erröthete leicht, indem er sich höflich verbeugte.

„Die Hauptsache ist die, daß Sie die armen Leute retten wollen! Hernach mag auch noch ein Tropfen Blut für Recht und Wahrheit fließen. Wir Deutsche sind gewöhnt, stets für dieselben mit Gut und Blut einzutreten“, erwiderte er stolz.

„Doch wohin sind eure Gefangenen geschleppt worden?“ wandte er sich an die umstehenden Bauern, welche von der Unterredung, die französisch geführt worden war, nichts verstanden hatten.

„Ja, wenn wir das wüßten, stünden wir nicht hier“, sagten die Bauern. „Ihre Spur ist verloren.“

„Koppelt die Hunde los“, befahl der Graf in kurzem, fast barschem Tone seinen Leuten und bringet dieselben auf die Spur der nächtlichen Reiter.“

„Wir aber werden den Hunden nachreiten müssen, Durchlaucht“, bemerkte er, so kühl wie er konnte, dem Prinzen, indem er sein Pferd wandte.

Der Prinz warf noch einen mitleidigen Blick auf die arme Mutter und die alte Frau Morgenstern, und ihnen mit einem ermutigenden Lächeln zunickeend, eilte er den übrigen nach.

XIII.

Franz Bechtold saß in seiner einsamen Gefängniszelle, den Tod jeden Augenblick erwartend. Schon war der Galgen errichtet. Er konnte ihn durch das Fensterchen seiner Zelle erblicken.

Einst war er ein stolzer Junge gewesen. Aber sein Stolz war völlig gebrochen.

Was ihn am meisten beugte, war das, daß er als Genosse der Räuber und als Pferdedieb hingerichtet werden sollte, so daß die Seinigen glauben mußten, er wäre wirklich so schlecht geworden. Und doch war es anders. Wie hatte er unter den schwierigsten Verhältnissen und unter den gewaltigsten Verführungen seine Ehrlichkeit behauptet, und welchen kühnen Ritt hatte er gethan, um dem Räuber das gestohlene Pferd wieder abzunehmen.

Und nun sollte doch alles umsonst gewesen sein. Sie wollten es nicht anerkennen, daß er unschuldig an dem Diebstahl sei, sondern behandelten ihn noch herber und schlimmer wie vorher, obwohl er sich doch freiwillig wieder gestellt hatte, da ihm, wenn er schuldig war, sich genug Gelegenheit geboten hätte, zu fliehen.

Anfangs hatte der harte, trokige Kopf, den er von seinem Großvater geerbt hatte, ihm noch eine gewisse Haltung verliehen, aber je näher der Tod ihm rückte, je verzagter und elender wurde ihm im Herzen. Er dachte nicht mehr an seinen Tugendstolz vor den Leuten, da er vor Gott erscheinen sollte und flehte nur um Gnade.

Hätte er nicht seinem Großvater gegenüber nachgiebiger sein können? mußte er sich fragen. Hätten sich nicht mit der Zeit alle Schwierigkeiten gelöst, wenn er geduldiger und gehorsamer gewesen wäre? Er war allein schuld. Sein Großvater war stets ein so ehrenhafter Mann gewesen, der es mit ihm nur wohl gemeint hatte.

Und wenn manches hart zu ertragen gewesen war, er hätte es um seiner Mutter, um seines Bruders willen thun sollen. Ach, er weinte laut auf in seinem Kerker, wenn er an beide gedachte.

Warum hatte er die Heimat verlassen und war in die fremde Pusta gelaufen, um unter den Ungarn sein Brot zu verdienen? O, das mußte sich rächen. Er erntete, was ein falscher Stolz ausgesäet hatte.

„O, Vater im Himmel, ich habe vielfach gesündigt. O laß mich zu Dir kommen in den Himmel. Gnade, Gnade um Deines lieben Sohnes Jesu Christi willen.“

Der starke, junge Mann war ein ergebungsvolles Kind geworden. Es ist doch etwas Köstliches um die Saat, die eine fromme Mutter in das Kindesherz pflanzt.

Ein Vaterunser auf den Lippen war er eben am Einschlummern, als das Schloß seines Gefängnisses sich öffnete und die schweren Riegel zurückgeschoben wurden und zu seinem höchsten Erstaunen der Räuberhauptmann Rézneck und mehrere Genossen desselben in hellem Lichtschein vor seinen Augen sich zeigten.

„Komm heraus, Franz“, sagte der Räuber, „die Freiheit winkt dir wieder. Ich hätte dich ruhig baumeln lassen. Aber um meinetwillen sollst du nicht unschuldig baumeln. Das leidet mein Stolz nicht. Es soll niemand dem Rézneck nachsagen, er hätte einen anderen für seine Thaten büßen lassen.“

Für dich selbst habe ich, muß ich sagen, wenig übrig. Ein dummer Kerl warst du immer, sonst wärest du längst zu uns gekommen und hättest ein freies und lustiges Leben geführt. Aber für so dumm hätte ich dich doch nicht gehalten, daß du dich wieder in ihre Hände begabst, nachdem du glücklich frei geworden warst und daß du auch noch obendrein mir den Gaul wieder abnahmst.

Siehe, jetzt muß ich mir den Gaul wiederholen und muß dich aus dem Gefängnis befreien. Diese Mühe hättest du mir sparen können.“

„Aber jetzt komm, Franz!“ fuhr der Räuber in einer gewissen Gutmütigkeit fort. „Machet ihm die Fesseln los! Heute Abend sollst du wieder in der Esarda tanzen.“

Aber Franz saß da starr und fest. „Ich bin gerührt von eurer Güte, Hauptmann. Aber ich kann dieselbe nicht annehmen“, erwiderte er. „So wenig ich damals euren Versprechungen nachgab, so wenig kann mich eine ungesetzmäßige Befreiung verlocken. Ich kann nur nach den Beschuldigungen, die sie gegen mich gemacht haben, auf gesetzliche Weise frei werden. Ich habe nichts, als meine Ehrlichkeit, Hauptmann, und diese will ich mir bewahren und wenn es nicht anders ist, mein Leben dafür lassen.“

Der Hauptmann wurde plötzlich bleich im Gesicht. Der Entschluß des jungen entschlossenen Mannes wirkte bei ihm kräftiger, als die schärfste Predigt. Aber dann übermannte ihn der Zorn: „So stirb denn, dummer Teufel!“ rief er. „Am Galgen wirst du erkennen, wie weit man hier mit der Ehrlichkeit kommt. Es thut mir leid, daß wir uns so viel Mühe mit dem deutschen Tölpel gegeben haben.

Kommt, ihr Leute!“

Er warf die Kerkerthüre hinter sich zu, daß sie dröhnte und ließ den Gefangenen mit seinen Kämpfen allein.

Die Räuber verließen damit noch nicht das Gefängnis. Nachdem sie einmal um des Franz willen den Kerkermeister und die wachhaltenden Panduren überwältigt hatten und in den ziemlich festen Kerker eingedrungen waren, mochten sie gerne noch einigen Schabernack üben, damit sie doch nicht ganz umsonst gekommen wären.

Sie setzten deswegen den gefesselten Panduren die

Schlafmützen auf, von denen sie ein halbes Duzend bei dem Kerkermeister gefunden hatten und brachen den Galgen ab, dessen Anblick ihnen widerlich war, und warfen die Balken in den wasserreichen Bach, dessen Fluten sie ruhig weiter trieben in die Theis und die Donau. Für den Stuhlrichter aber hinterließen sie an das Thor genagelt ein Schreiben, worin sie sich über die Schlafmützen von Wächtern lustig machten, und zugleich sagten, den Galgen hätten sie gestohlen, um den Stuhlrichter selbst daran zu hängen, wenn er noch einmal einen Unschuldigen hinrichten ließ.

Es gab infolge des Einbruchs des Räuberhauptmanns im Gefängnis ein ungeheures Gelächter am nächsten Morgen in der Stadt auf Kosten des Stuhlrichters, den der Ärger fast schwarz färbte. Sein anfängliches Vorhaben, den Delinquenten noch in den Frühstunden des Tages richten zu lassen, mußte er nunmehr aus dem Mangel eines Galgens aufgeben, dagegen wurde er durch das Vorgehen der Räuber immer fester überzeugt, daß sein Gefangener mit der Bande wirklich im Zusammenhang stände und wahrscheinlich auch sein Bruder. Diese beiden sollten denn reichlich den Ärger büßen, der ihm bereitet worden war.

Wenn nur die Expedition von Erfolg war und der Flüchtling aufgebracht wurde! Zu seiner großen Genugthuung wurde denn in der That dieser großprahlerische Deutsche, an dem er sein Mütchen kühlen wollte, noch denselben Mittag nebst seinen Genossen eingebracht.

Wenn sich nicht der Gerichtsherr den Morgen in seinem Ärger einen Rausch angetrunken gehabt hätte, den er den Mittag erst ausschlafen mußte, dann hätte er sofort nach ihrer Ankunft das Verhör begonnen. Doch sollte auch so nichts versäumt werden. Soviel sein trunkenen Kopf erlaubte, stellte er sich wenigstens die einzelnen Anklagepunkte

zusammen und ehe er sich zum Schlafen niederlegte, überzeugte er sich, daß die Zimmerleute mit dem Bau eines neuen Galgens begonnen hatten.

Es war Abend geworden, als das Gericht, zu welchem noch einige Beisitzer gehörten, zusammentrat und die Gefangenen vorgeführt wurden. Diese waren bleich und blickten wehmütig der scheidenden Sonne nach. Sie wußten nicht, ob sie dieselbe wieder aufgehen sehen würden oder ob vielleicht ihre ersten Strahlen sie dort an dem fertig werdenden Galgen beleuchten würden.

Eine Freude war ihnen in ihrer trübseligen Stimmung beschert. Das war das Zusammentreffen mit Franz. Franz war es wie einem Träumenden zu Mut, als er sich in den Armen seines wiedergefundenen Bruders sah und als sein Großvater sanft und fast wie um Verzeihung bittend mit ihm redete.

Er wollte ja jetzt, wenn es nicht anders war, gerne sterben, da doch die Seinigen erfuhren, daß er unschuldig litt und eine Versöhnung mit dem Großvater angebahnt war.

Wenn aber der alte Morgenstern den einen Enkel auch wieder in Gnaden annahm, so wollte er von Ludwig nichts wissen, obwohl derselbe im Angesichte des Todes schon öfters auf dem Wege und auch jetzt wieder eine Annäherung versucht hatte. Selbst der Schrecken der Ewigkeit vermochten nichts über den alten hartnäckigen Bauern.

Nur als er erfuhr, daß derselbe sich selbst geädelt hatte, horchte er auf und sagte: „Ja, zu eitel Lug und Trug und hochnasigem, hohlen Wesen mußte eine solche Erziehung führen.“

Der Richter antwortete in hellem Zorne: „In dem Ludwig steckt bei alledem ein tüchtiger Kern und er bereut von Herzen seine Fehler — ihr aber, Schwiegervater, was habt ihr großgezogen? Franz ist als Räuber angeklagt

und wegen seiner sollen wir alle in das Gras beißen. Wenn er nun, wie ich selbst glaube, auch keiner geworden ist, so seid ihr am allerwenigsten schuld daran.

Wenn ihr im Worte Gottes stehen wollet, so beherzigt auch das Wort: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wieder messen.“

Darauf verstummten beide. Die Gerichtsverhandlung begann — wenn man das eine Gerichtsverhandlung nennen kann, wo nur der Büttel und der Henker eine Rolle spielten.

Es war aber wirklich nahe daran, daß ein unerhörter Mord an einer Reihe Unschuldiger auf einen fast wichtigen Verdacht hin geübt wurde, trotz den beredtesten Ausführungen Ludwigs, welcher schlagend nachwies, daß die ganze Verhandlung voll Ungerechtigkeit und Widerspruch sei und bloß in Szene gesetzt, um aus nationalem Fanatismus ein paar arme Deutsche zu verderben, und durch einen Zigeuner angefangen, welcher sich rächen wollte für eine Züchtigung, die ihm wegen eines Diebstahls in der Heimat von ihm und seinem Bruder zu teil geworden sei. Die Beisitzer sowohl wie der Richter waren bereit, ihr „schuldig“ auszusprechen, als aus dem Zuhörerkreis Prinz Friedrich von Nassau-Weilburg und der junge Graf Esterházy hervortraten.

Sie waren eben angekommen und hatten noch den größten Teil der Rede Ludwigs mitangehört.

„Ich bin der Erbprinz von Nassau-Weilburg“, sagte der junge Fürst, indem er seine hohe, prächtige Gestalt noch höher hob, „und bin gerade wegen dieser Leute, die ihr in Anklagezustand gesetzt habt, hierher nach Ungarn gekommen, weil ihnen mein kranker Vater noch Abbitte thun und die Hand der Versöhnung reichen möchte, ehe er stirbt. Es hat mir sehr leid gethan, dieselben hier im

Gefängnis zu finden und die Mutter dieser jungen Leute und die Frau dieses Mannes, welche ich mit nach Torzsa gebracht habe, sind fast vor Schrecken gestorben.

Ich verlange aber als deutscher Reichsfürst, sowohl im Namen meines Vaters, dessen Unterthanen diese Leute früher waren, als auch im Namen Sr. Majestät unseres gnädigen Kaisers, daß in diesem Gerichte die volle Gerechtigkeit zur Geltung komme und mache die Herren Richter verantwortlich für die geringste Ungerechtigkeit, welche entweder schon geübt wurde, oder geübt werden sollte."

Die letzten Worte waren in einem drohenden Tone gesprochen, aber der Stuhlrichter erwiderte frech: „Wir haben hier in Ungarn unsere Rechte und darauf stützen wir uns, auch selbst dem Kaiser gegenüber.“

„Ja, unsere Rechte!“ tönte es laut zustimmend aus dem Kreise der Zuhörer.

Aber nun trat der junge Graf Esterházy, durch seinen Vater der mächtigste und reichste Mann in ganz Ungarn, hervor: „Ja, wir halten an unseren Rechten“, sagte er, „aber sie dürfen nicht dazu dienen, um die Ungerechtigkeit zu fördern.“

Ich weiß nicht, ob mich jemand hier kennt. Euer Stuhlrichter kennt mich. Seht, wie er bleich wird und zittert. Er weiß, daß ich der Graf Esterházy bin und daß er unser Verwalter war und mit uns gestohlenen Geldern durchgebrannt ist.

Er hat sich wohl hier angekauft und ihr habt den sauberen Kumpan gar zum Stuhlrichter gewählt. Ein schöner Richter. Da könnt ihr sehen, in welchen Händen eure Gerechtigkeit ist. Wenn jemand an den Galgen gehört, dann ist es der Stuhlrichter selbst und dieser Zigeuner, den ich auch kenne, der schon mehrfach zum Tode verurteilt ist und noch immer frei herumläuft.

Doch ich bin der Sache müde.

„Ihr Schurken“, donnerte er den Richter und den Zigeuner an, indem er auf den Prügelfstuhl hinwies: „Sind die Deutschen hier „schuldig oder nicht schuldig“?“

„Nicht schuldig!“ bekannnten beide.

„Nun, so bindet die Leute los und laffet sie laufen. Wenn ich auch nicht für deutsche Ansiedelungen in Ungarn bin, so mag ich doch nicht, daß brave Leute ungerecht behandelt werden.“

Als nun wirklich im größten Dienstleister die sämtlichen Gefangenen von dem Stuhlrichter freigegeben wurden, fragte der Graf den Prinzen: „Sind nun Ew. Durchlaucht mit mir zufrieden?“

„Ich bin Ihnen dankbar“, erwiderte dieser mit einer gewissen Wärme. „Mag unsere Begegnung ausfallen wie sie will.“

XIV.

Die aus der Gefangenschaft befreiten Deutschen blieben die Nacht nicht in der Stadt, sondern lagerten sich draußen auf der Heide um ein Feuer, wo Franz seine Schicksale erzählte, da sie, eines heimtückischen Überfalles stets gewärtig, nicht schlafen konnten. Des Morgens in der ersten Frühe, wenn nur ihr Weg von der Sonne beleuchtet würde, wollten sie nach der Heimat wandern, wohin ihr Herz sie stürmisch zog.

Ludwig war nicht bei ihnen. Er war den Abend zu dem Prinzen bestellt worden und noch nicht zurückgekehrt. Sie warteten auf ihn. Denn die Sonne ließ ihre ersten Strahlen über die Heide zittern.

Da trat einer der Sakaien des Prinzen zu ihnen und sagte ihnen in seinem Auftrag, sie sollten nur vorwärts marschieren. Der Prinz und er käme nach.

Der alte Sakai hatte eine Thräne im Auge.

„Was habt ihr?“ fragte der Richter.

„Der Prinz hat mit dem vornehmen, ungarischen Grafen“, antwortete der Bediente, „jetzt dort drüben auf der Heide einen Zweikampf auf Leben und Tod, weil der Graf nicht gleich auf eure Rettung eingehen wollte, welche der Prinz stürmisch von ihm verlangte. O, Ihr wisset nicht, was der Prinz ein edler, edler Mensch ist. Euer Neffe, der Ludwig, weiß es. Die beiden sind fast immer wie Brüder gewesen. Der Ludwig ist auch sein Sekundant bei dem Duell.“

„Ach, wenn sie den Prinzen nur nicht töten. Ich fürchte einen Hinterhalt. Ich sah etliche ihnen nachschleichen.“

„Das darf nicht geschehen“, brach es auf einmal aus des alten Morgenstern Munde in rauhem Tone hervor.

Er hatte seit seiner Freilassung nichts mehr gesprochen. Allein in ihm arbeitete etwas, das merkte man.

„Das darf nicht geschehen. Wir lassen unseren Fürsten nicht morden auf fremder Heide. Vorwärts, ihr Leute!“ rief er und stürmte selbst wie ein Jüngling voran.

Die dem Deutschen angestammte Treue gegen seinen Fürsten hatte gesiegt über den erschrecklichen Groll des alten Bauern Brust. Der alte Fürst bot ihm die Hand der Versöhnung. Der junge Fürst war eigens deshalb nach Ungarn gekommen und hatte ihm Frau und Tochter zugeführt — diese Nachricht hatte ihn überwunden.

„Vorwärts!“ rief er. Und da er einige Gestalten sich in der Ferne hatte bewegen sehen, wandte er dorthin seinen Lauf. Selbst Franz konnte ihm kaum folgen.

Morgenstern kam auch zu rechter Zeit, um Unheil zu vermeiden; freilich geschah es mit dem Opfer seines eigenen Lebens.

Bei dem ersten Gange, den die Duellanten machten, war der Graf verwundet worden, so daß er halb ohnmächtig schwankte. Da hatten schon einige nach dem Prinzen geschossen, ohne ihn zu treffen. Aber jetzt, als Graf Esterházy sich zum zweiten Gange anschickte und seine Hand zu zittern begann, drangen die Meuchelmörder immer frecher vor, so daß der Prinz verloren gewesen wäre, wenn nicht der alte Morgenstern dazwischen gesprungen wäre.

Mit seiner treuen Brust fing er die tödlichen Geschosse auf, welche für den Prinzen bestimmt worden waren.

Im höchsten empört, rief der Prinz dem Grafen zu, welcher sich allmählich erholte, auf den Gefallenen hindeutend: „Ich bin unter Mörder gefallen“.

Der Graf bedeckte voll Scham sein Gesicht und sagte: „Verzeihen Sie mir, Durchlaucht.“

„O, mein Vaterland hat noch viele Mängel und muß noch viel lernen.“

Ludwig und Franz dagegen waren neben ihren Großvater niederknieet.

Doch dieser winkte den Fürsten herbei. Er konnte nur noch röchelnd sprechen: „Sagen Sie Ihrem Vater, es wäre mir mein Recht geschehen, daß ich so gefallen wäre, denn ich wäre ein Empörer gewesen. Es freue mich aber, daß ich durch meinen Tod einigermaßen meine Schuld gesühnt hätte. Von der Erziehung aber verstanden wir beide nichts. Wenn aus den Buben einigermaßen etwas geworden sei, so verdankten sie es nächst Gott dem treuen Mutterherzen, das den ersten Grund bei ihnen legte.“

Darauf streichelte er beiden, Ludwig sowohl wie Franz,

zärtlich die Wangen. „Grüßet eure Mutter und eure Großmutter! Ich sterbe in Frieden.“ Er konnte diese Worte kaum noch sprechen. Doch noch einmal that er seinen Mund auf: „Fürchtet Gott, ehret den König!“ lispelte er. Damit starb er. Die hell leuchtende Sonne verklärte sein mild gewordenes Angesicht.

Was ist noch viel zu sagen: Auch der Fürst starb bald nach der Rückkehr seines Sohnes. Die Nachrichten, die derselbe brachte, versüßten ihm seine letzten Stunden. Ihm folgte sein edel denkender Sohn in der Regierung.

Auch Ludwig wurde noch ein großer Herr. Er bekam später wirklich den Adel und heiratete die Braut seines früheren Freundes, da sie von demselben, weil er auch einer der hinterlistigen Mörder des alten Morgenstern gewesen war, nichts mehr wissen wollte.

Er besaß ein Schloß an der Donau und am Rhein. Seine Mutter wohnte meistens bei ihm.

Doch ging sie auch öfters nach Torzsa, wo ihr Franz ein rechter und tüchtiger Bauer geworden war. Er ist dem Dorfe von großem Heil und Segen gewesen.

Unter den vielen Bechtolds, die dort wohnen, sind auch genug, welche zu seinem Stamme gehören.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Deutsche Volksbibliothek

für

Lesevereine und das Haus.

Nr. 1. Schulmeister von Sendelbach von Ottokar Schupp. Nr. 2. Zwölf Beichtkameraden von Josias Nordheim. Nr. 3. Gustav Adolf Helm von B. Lohmann. Nr. 4. Franz Byrards erste und letzte Reise von Karl Doppel. Nr. 5. Ost und West, Daheim ist das Best von Fr. List. Nr. 6. Drei Tage aus dem Leben eines Kreuzträgers von Ottokar Schupp. Nr. 7. Die Todfeinde von Armin Stein. Nr. 8. Der Erbe von Friedheim von Armin Stein. Soeben erschienen: Nr. 9. Der Pfarrer im Gebirge. Eine Erzählung von Th. Groll. Nr. 10. Ein verlorenes Dokument von Th. Groll. Nr. 11. Die weiße Gemse von J. Bonnet. Nr. 12. Ein hartes Herz von D. Brennekam.

Preis eines jeden Bändchens, geheftet, 1 Mark.

Über den Inhalt der Volksbibliothek wird nur bemerkt, daß dieselbe vorwiegend Erzählungen bringen soll, Geschichten aus dem Volksleben, in denen das Volk sich spiegeln, aus denen es für sein äußeres und inneres Leben etwas Rechtes lernen kann. Aufsätze welt- und naturgeschichtlichen Inhaltes sollen dabei nicht ausgeschlossen sein, wenn sie in volkstümlichem Tone und unterhaltender Form abgefaßt sind.

Von dieser Volks-Bibliothek werden weitere Bände erscheinen.

Im Verlage von Julius Niedner in Wiesbaden erschien

von **W. D. von Horn** (W. Dertel):

Der Orkan auf Cuba. — Das Erdbeben von Vissabon. — Der Brand von Moskau. — Das Leben des Feldmarschall Derfflinger. — Das Leben des Prinzen Eugenius. — Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher. — Ein Kongo-Neger. — Ein Ostindienfahrer. — Der Herr ist mein Schild. — Zwei Savoyardenbüchlein. — Gottfried Pollmann. — Die Boorenfamilie von Klaarfontein. — Der Strandläufer. — Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht. — Christoph Columbus. — Die Vergeltung. — Eine Korsarenjagd im ind. Indefmeer. — Die Wiberfänger. — Das Leben der Kurfürstin Dorothea u. der Landgräfin Elisabeth. — Die Genszäger. — Simon. — Die Eroberung von Algier. — Das Leben u. die Thaten Hans Joachim v. Zieten. — Vormund und Mündel. — Wie Einer ein Wallfischfänger wurde. — Von Einem, der das Glück gesucht. — Blüchers Schübling. — Belagerung v. Wien. — Lohn einer guten That. — Christian Fräztagott Vellert. — Der alte Vinde. — Von dem frischen und mutigen Seydlich. — Der Malatte. — Auf dem Mississippi. — Carl Friederici's Kriegszfahrten anno 1812 u. 1813. — Johann Jakob Astor. — Der Engel der Gefangenen. — Der Schiffsjunge u. sein Lebensgang. — Diamantina. — Das Patengeschent. — James Watt. — George Stephenson. — Der Gaucho. — Der Weißkopf. — Der Domrabe. — Admiral de Ruitter. — Hans Konrad Escher von der Linth. — Schloß-Nobbele. — Olaf Thorladsen. — Gualma, die Peruanerin. — Die Silberflotte. — Zwei Ausbrüche des Vesuv. — Während und nach der Zerstörung von Wlagoberg. — Franz Drake. — Benjamin Franklin. — Der Leibbusar. — Vier deutsche Heldinnen. — James Cook. — Deutsche Freue. — Eroberung von Mexiko. — Was aus einem armen Hirtenbüchlein werden kann. — Die Eroberung von Konstantinopel. — Die Pelzjäger der Hudsonsbai-kompagnie. — Die Kaiserin Maria Theresia. — Der alte Frik. — Die letzte Ghazwah oder Sklavenjagd. — Gottes Finger. — Der Lumpensammler von Paris. — Scharnhorst. — George Washington. — Eine Meuterei im stillen Meere. — Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes. — Der Oveseer. — Graf Auger de Montyon. — Ernst der Fromme, Herzog von Gotha. — Der Kaffernhäuptling. — Durch die Wüste. — W. D. von Horn. — **Fortsetzung** von D. Schupp: Die Entsehung des Klosters Arnstein. — Der Reichsfreiherr vom Stein. — Die Pfarrfrau von Heftrich. — Die beiden Freunde. — Luise, Königin von Preußen. — Der Pfarrrer Plebanus von Miehlen. — Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau. — Feurige Kohlen. — Im finsternen Thale. — Vater Arndt. — Der Fuhrmannsunge im Krieg. — Der Städtmeister Kulin Baarpfennig. — Brand um Brand. — Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. — Der Hoftraub in Würgez. — Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. — Im Eise. — Der Wolfenbruch. — Wilhelm von Oranien. — Von H. Dertel: Kaiser Friedrich I. Barbarossa. — Kaiser Karl der Große. — Von D. Schupp: Im Busche. — Unter den Falschmünzern. — Am Zambesi. — Der Hexenmüller. — Der blinde Zeuge. — Von H. Dertel: Kaiser Heinrich I. — Kaiser Otto der Große. — Von D. Schupp: Die Eroberung von Wiesbaden. — Der Tabuntschik. — Von H. Dertel: Otto der II. — Otto der III. — Von D. Schupp: Der Kassenraub. — Die Flüchtlinge im Steinthal. — Die Meerlins. — Von H. Dertel: Friedrich II. — Rudolf von Habsburg. — Von D. Schupp: Der Fürst und sein Hofprediger. — Von A. Stein (H. Nietschmann): Ein getreuer Knecht. — Von D. Schupp: Der Stanub. — Von H. Dertel: Karl Theodor Körner. — Gutenberd, der Erfinder der Buchdruckerkunst. — Von D. Schupp: Der Onkel in Batavia. — Dudo von Müdelin. — Von A. Stein (H. Nietschmann): Unter dem Schirm des Höchsten. — Von J. Bonnet: Ein armer Slovak. — Von H. Dertel: Hans Sachs. — Von D. Schupp: Die Ehre des Waters. — Die Brüber. — Von J. Bonnet: Am doppelten Faden. — Des Feldscherers Wanderschaft. — Von H. Dertel: Georg von Frundsberg. — Von D. Schupp: Auf dem Wachholder. — Joseph in Ägypten. — Von J. Bonnet: Der Einarm. — Die Geschwister. — Von H. Dertel: William Penn. — Von D. Schupp: Der Turmbau a. d. Halligen. — Das verlorene Kind. — Von J. Bonnet: Der Zigeunerbub. — Der Amerikaner. — Von H. Dertel: Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. — Von D. Schupp: Die Klementskirche. — Die Kacke ist mein. — Von J. Bonnet: Feldscherers Kriegsglück. — Der Reiskönig. — Von H. Dertel: William Wilberforce. — Von D. Schupp: Unter den Menschenfressern von Borneo. — Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald. — Von J. Bonnet: Der Onkel von Bevey. — Der Gondolier von Venedig. — Von D. Schupp: Theobald. — James Garfield. — Von J. Bonnet: Der Geusenpfennig. — Die Chinesenflotte. — Von D. Schupp: Vom Rhein zur Donau. — Von J. Bonnet: Aus dem Schiffbruch gerettet. — Wiedergefunden.

Elegant kartoniert mit illustriertem Umschlag.

156 Bändchen. Preis jedes Bändchens mit 4 Stahlstichen: 75 Pfennige.

Es erscheinen weitere Bändchen.